

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XX. JAHRGANG 1943

6.

Dr. phil. Wilhelm Rothe-Schulz, Leipzig
Lehrerbücherei / Bibliothek
abgegeben

HEFT / JUNI

Haushofer: Zwei Jahrzehnte Geopolitik

von Lengercke: Raum, Volk und Staat

Johann: Australien in Not

Haushofer: Die Südfront Großasiens

Brepohl: Norwegen zwischen Nord und Süd

Dresler: Der polnisch-sowjetische Grenzstreit

Zeck: Rußland und das Mittelmeer

Schmahl: Die ausländischen Konzessionen in China

Schrifttum

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

VERBUNDEN MIT DER ZEITSCHRIFT „WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT“

Herausgeber: Karl Haushofer, München O 27, Kolberger Straße 18

Hauptschriftleitung: Wolfgang Schwarz, z. Zt. in Urlaub

Heidelberger Schriftleitung: Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 • Ruf 3742

Berliner Schriftleitung: Frau E. Hammon, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 154 • Ruf 96 09 52

Buchzusendungen an den Verlag erbeten

XX. JAHRGANG • HEFT 6 • JUNI 1943

Inhalt

Aufsätze

Karl Haushofer: Zwei Jahrzehnte Geopolitik	183-184
Wolfgang B. von Lengercke: Raum, Volk und Staat	185-188
A. E. Johann: Australien in Not	189-194
Karl Haushofer: Die Südfront Großasiens	195-196
Wilhelm Brepohl: Norwegen zwischen Nord und Süd	197-203
Adolf Dresler: Der polnisch-sowjetische Grenzstreit	204-208
Hans F. Zeck: Rußland und das Mittelmeer	208-211
Wolfgang Schmahl: Die ausländischen Konzessionen in China	212-215
Das politische Schuldkonto der Demokratie in der Verstärkerungsfrage u. Landflucht	215
Japanische Aufklärung unter den Mongolen	216-218

Schrifttum

Karl Haushofer:

Der Werdegang Großasiens als Beweis für die Prognosefähigkeit der Geopolitik	219
Bausteine zur Großasiens-Geopolitik	220
Eisgrenzen der Geopolitik	220-222
Vom Ringen um die Geopolitik europäischer Ostgrenzen	222-223
Die russische Gleichung „Den ryska Ekvationen“	223-224
Freies Meer, Ozeanopolitik, Seegeltung und Geopolitik von Meeresbecken	224-225
Bauern in den Bergen	225-226
Das Dorfbuch von Rauris in der Agrarpolitik der Welt	226
Büchertafel	226-228

Angaben über die Mitarbeiter am Schluß des Heftes

Preis: Einzel RM 2.- / Halbjahr (3 Hefte) RM 6.- / Jahrgang mit Inhaltsverzeichnis und Register RM 12.-
Gebunden RM 14.- / Einbanddecke für den Jahresband RM 2.-

Postcheckkonten: Kurt Vowinkel Verlag / LUDWIGSHAFEN 12461 / WIEN 55918

Abbestellungen können nur anerkannt werden, wenn sie bis spätestens einen Monat vor Ablauf eines Halbjahres dem Buchhändler bzw. dem Verlag bekanntgegeben werden.

KURT VOWINKEL VERLAG / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

KARL HAUSHOFER

Zwei Jahrzehnte Geopolitik

Als nach dem ersten Weltkrieg — der noch keiner war — und dem Krieg im Frieden, der ihn nicht beendigte, sondern weiter schwelen ließ, Forscher und Weise die Ziele einer wirklichen Bonitierung und Sanierung der Erde steckten, damit der Lebensraum auf ihr gerecht verteilt werden könne, da entstand auch die Forderung der Geopolitik und die Zeitschrift, die dafür kämpfte und die dieses Jahr ihren vierzigsten Halbband vollendet.

Wir können uns fragen, was sie an Wirkung erreicht, welcher weiteren sie Vorstufen gebaut habe. Freilich brauchen Völker, braucht die Menschheit an einer solchen Weltwende stärkere Führer, als sie von der Wissenschaft und einer Teilbetrachtung der Beziehungen zwischen Macht und Erde kommen können. Gemeinsame Bauten der Kultur und Macht werden nur dann begründet und emporgetürmt, wenn dem Bauhern das ganze Wissen von gestern und heute den Baugrund geklärt und gereinigt hat, wenn werktreue, gläubige Hände die Bausteine bereitgelegt haben, geformt und gefügt mit dem ganzen Wissen über Blut und Boden von Erde, Land, Meer und Lüften und der Welt von gestern und früher um Jahrtausende zurück bis zur Welt von heute und morgen.

Auf solchen Bausteinen und Vorstufen mag zu einem Ausblick und zur Rückschau auf so Geschaffenes kurz verweilen, wer das Gefühl hat, wie die Arbeiter an dieser Zeitschrift für Geopolitik es haben zu dürfen glauben, nun bald ein Menschenalter lang redlich auf Lager und Werk in solchem Sinne geschafft zu haben. Sie können es um so mehr, wenn sie dabei auf einen reichen Vorrat verwandter Werke in befreundeten Lagern hinweisen können.

Was gäbe es alles nicht ohne diese Vorarbeit! Keine „Geopolitica“ in Italien, herausgegeben von Bottai, Roletto und Massi, keine „Geopolitica“ und „Geohistoria“ in Rumänien, Lehrstühle der Geopolitik in den Niederlanden, in Ungarn, keine kroatische Übersetzung von Maulls „Wesen der Geopolitik“, keine „Geopolitik Spaniens“ von Vives, Zeitschriften und Verbände für Geopolitik in Japan und Tschungking-China und nicht das Florettduell gegen die deutsche Geopolitik, wie es Ancel ritterlich in seiner „Géopolitique“ geführt hat, Übersetzungen deutscher Geopolitikwerke in dem berühmten Verlag von Payot in Paris, bei Sansoni in Florenz. Aber freilich auch nicht einen solchen Kampf gegen die Geopolitik, wie ihn England (u. a. durch den Mund seines Außenministers) und die USA. führen.

Es wäre kaum möglich gewesen, in dem Sammelwerk „Macht und Erde“ — außer den alten Getreuen der Zeitschrift, wie Obst und Maull, Lautensach und Termer — die Vielzahl von Autoren für die schwierigsten, bisher oft unbestellten Arbeitsfelder zu finden, wie die von den Altmeistern Hassinger, Oberhummer, Sapper erpflügten, oder für die heikelsten Rassenfragen, wie sie Walter Wüst bereits im ersten Band der Zeitschrift mit seinem Aufsatz „Der Lamaismus als Religionsform der hochasiatischen Landschaft“ anschlug. Gewiß gehört der Einfluß erdbestimmter, bodenwüchsiger Züge auf Weltanschauungen, die von ihnen beherrschte Landschaften durchwandern müssen, und umgekehrt der Einfluß der Weltanschauungen auf die Ausgestaltung der Kulturlandschaft über dem, was die Erde gab, zu den schwierigsten Berührungstellen materieller, rationaler und metaphysischer Erkenntnisforschung. Aber mußte nicht gerade deshalb auf diesem Feld wenigstens das Erforschliche bis an den Rand des Unerforschlichen erforscht werden?

Zur Stunde bewegen Gebietsabtretungsfragen zwischen politischer Erdkunde und Geopolitik weite Kreise im befreundeten Italien.

Nördlich der Alpen umwozt stürmischer Wellengang in geographischen Zeitschriften den Begriff des Lebensraums. Manche streiten sich um ihn; manche wollen eine eigene Wissenschaft der Lebensraumforschung begründen, die dann wohl zwischen dem Himmel der Geisteswissenschaften und der Erde schweben würde, auf der die naturwissenschaftliche Seite der Erdkunde und der über ihr aufgebauten Geopolitik verharren muß, wenn sie nicht den Boden unter den Füßen verlieren und, wie ihnen Ratzel und Kjellén spöttisch vorwarfen, ihren Staat auf Papier stellen wollen. Beides kommt reichlich spät und braucht die Geopolitik nicht auf Abwege zu drängen, auf denen sich manche Vertreter der Erdkunde zu fühlen scheinen, wenn die Forderung der Zeit sie zum Absprung von ihrem Wissen zur angewandten Kunst des politischen Könnens unter Achtung erdbestimmter, bodenwüchsiger Züge im nun einmal gegebenen Antlitz der Erde mahnt. Dieser Forderung hat sich — auf manche Gefahr hin! — die Geopolitik nie versagt, seit ihr beim ersten Heraustreten an Europas Öffentlichkeit von der Geographie her ängstlich zugerufen wurde, neue Namen zu meiden.

Die Geopolitik hat es daraufhin gewagt und ist nicht zu spät gekommen, sondern hat Atemweite und Lebensraum zur Daseinsförderung gemacht und im Volksbewußtsein geweckt, ehe es für beide in höchster Bedrängnis eintreten mußte.

Kann und darf irgendwer der Geopolitik angesichts des heutigen Wandels des Erdenschicksals auf dem Wege zur Welt von morgen verargen, daß sie die am schwersten umkämpften, um ihr Dasein ringenden Erdräume auf die Gefahrmöglichkeiten und kulturmorphologischen wie wehrgeopolitischen Wandlungen vorbereitet hatte, die sie von 1939 an zum zweitenmal, aber diesmal besser bereit, durchzumachen haben würden? Erinnern wir uns doch einiger Prognosen, aus unsern Bänden erweisbar. Mut zur Prognose gehört nun einmal zu den Forderungen an die Geopolitik, die von der Erdkunde her schon R. Sieger gestellt hat.

Die bodenwüchsigen, erdbestimmten Züge im Antlitz der Erde sind — auch wo sie zur Schicksalskündung reizen — streng und wahr. Das in der Vorsilbe ‚Geo‘ begründete Bild der Mutter Erde ist untrüglich; täuschen kann sich nur der Mensch, sofern er ihre oft überschobenen, verzerrten, zerrissenen Runen zu deuten wagt und die politische Kunst und Wissenschaft praktisch übt. Die Gefahr wird um so größer, je heftiger die politische Bewegung sich auswirkt, die nun den ganzen Planeten bis auf wenige auch schon umstürmte Stellen überspannt.

Aber gerade die treuesten unserer Leser erinnern sich, daß in der Z. f. G. viele dieser Bewegungen seit Jahrzehnten vorausgesagt worden sind: die Abwehrversuche der überfüllten, raumbegrenzten Mächte des inneren Halbmonds der Alten Welt, der ‚Havenots‘ gegen die ‚Haves‘; der Wiederaufstieg Südasiens zur Selbstbestimmung; die Dynamik und latente Energie des japanischen Reichs; die Zerrungen des Nahen und Mittleren Ostens wie der festland- und strombestimmten Teile der Monsunländer; die kommenden Übergriffe der Panideen, Panamerikas vor anderen; die Einheit des indopazifischen Raumes trotz dem Trennungsversuch von Singapur; die Strukturschwächen und -stärken der Sowjetunion; der Gegensatz zwischen dem raumpolitischen Aufeinanderangewiesensein Südosteuropas und seiner rassenpolitischen Zergrenzung! Aber vieles, was klar vor dem Abstand haltenden Fernblick lag, wurde beim Näherücken zwangsläufig verdunkelt und zuletzt unberührbar. Selten waren solche Durchblicksmöglichkeiten, wie 1938 München und Rom (bei dem kolonialpolitischen Kongreß des Convegno Volta) oder noch viel später aus ernsthaften englischen Zeitschriften über den echt geopolitischen Gegensatz deutscher und britischer Strategie der Offensive und Defensive von Anbeginn. Er entstand aus natürlichen Gegebenheiten ihrer Weltlage, wie Sir Halford Mackinder sie schon 1904 gezeichnet hat, wie wir sie immer wieder aufgreifen mußten, — eben weil wir vom Gegner lernen wollten, was irgend von ihm zu lernen war.

Wenn man die bisherigen 38 stattlichen Halbbände der Zeitschrift für Geopolitik durchsieht und überschaut, was alles im Zusammenhang mit ihnen wuchs, verstärkt sich das Gefühl, daß diese Arbeit nicht vergeblich war.

WOLFGANG B. VON LENGERCKE

Raum, Volk und Staat

I.

Es geht durch diese Zeit unverkennbar ein Zug der Zurückbesinnung auf die eigentlichen Fundamente unseres Lebens. Ein erstaunlicher technischer Fortschritt, der Raum und Zeit scheinbar überwindet, hat uns vergessen lassen, daß alles, was lebt, organischen Gesetzmäßigkeiten unterworfen ist, gegen die man nicht ungestraft sündigen kann.

Die Geopolitik, die Lehre vom völkischen und staatlichen Leben im Raum, hat schon frühzeitig durch ihre großen Bahnbrecher Ratzel, Kjellén und Haushofer sowie viele andere nicht minder verdiente Männer erkannt, daß der Raum, hinfort von uns als Umwelt bezeichnet, — der Boden also, seine Oberflächengestalt sowie seine tellurischen und atmosphärischen Erscheinungen, Einflüsse auf das Leben und Wirken der Völker hat.

Große Historiker, wie z. B. Mommsen und Ernst Curtius, sind durch umfassendes Studium der Geschichte zu gleichen Erkenntnissen gelangt; schimmert doch die geographische Gestaltung der jeweiligen Umwelt, in denen die von ihnen untersuchte Geschichtsepoche abläuft, deutlich erkennbar für den Leser durch ihre Werke. Die letzte Konsequenz jedoch: der Lebenszusammenhang zwischen der Unzahl von Individuen innerhalb der Volkskörper einerseits, ihre psychophysischen Beziehungen zu der sie umgebenden Umwelt andererseits, war ihnen noch ein wissenschaftliches Geheimnis, daher drückten sie sich in dieser Hinsicht stets sehr vorsichtig aus. So sagt Ernst Curtius¹⁾: „Die Geschichte eines Volkes ist nicht als Produkt der natürlichen Bodenbeschaffenheit seiner Wohnsitze zu betrachten. Aber das erkennt man leicht, daß so eigentümlich ausgeprägte Bodenformen, wie sie das Becken des Archipelagus einschließen, der Entwicklung der Menschengeschichte eine besondere Richtung zu geben imstande sind.“ Und Mommsen²⁾, der Meister der römischen Geschichte, spricht vom Gegensatz Griechenlands zu Italien: „Aber wenn die griechische Halbinsel nach Osten gewendet ist, so ist es die italienische nach Westen. Wie das epirotische und arkanische Gestade für Hellas, so sind die apulischen und messapischen Küsten für Italien von untergeordneter Bedeutung; und wenn dort diejenigen Landschaften, auf denen die geschichtliche Entwicklung beruht, Attika und Macedonien nach Osten schauen, so sehen Etrurien, Latium und Campanien nach Westen.“ Dies deutet bereits eine ganz moderne Anschauung der geographischen Gestalt in ihrer Wechselwirkung zum geschichtlichen Geschehen an. Beide Historiker zeigen ebenso wie ihr großer Fachgenosse Leopold von Ranke ein ausgeprägtes Gefühl für die geographische Gestalt und ihre Beziehungen zur Geschichte.

Aber auch sie hatten bedeutungsvolle Vorläufer, die sich viel beherzter in dieses Neuland geschichtlich Betrachtung vorwagten und sich um seine wissenschaftliche Deutung bemühten. So Montesquieu in seinem „Esprit des Lois“, Hume z. B. in seinen Betrachtungen über nationale Charaktereigentümlichkeiten, der so außerordentlich fruchtbare Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, ferner E. M. Arndt und der bedeutende Geograph Karl Ritter, den man als einen der großen Vorläufer der Geopolitik betrachten darf.

Verfolgt man die Wurzeln geopolitischer Gedanken weiter, so gelangt man zum Altertum und macht die nicht überraschende Entdeckung, daß zu jener Zeit das Gefühl für die unmittelbare Wechselwirkung zwischen Umwelt und Menschen etwas Selbstverständliches war. Ein Staatsmann wie Cicero³⁾ spricht von der Unterschiedlichkeit zwischen Binnenland- und Seestadtbewohnern: „Seestädte neigen auch zu einer gewissen Verderbnis und Wandelbarkeit

1) Ernst Curtius, „Griechische Geschichte“, Einleitung. Berlin 1878.

2) Mommsen, „Römische Geschichte“, Einleitung. Leipzig 1907.

3) Cicero, „Der Staat“, 4, 7. Leipzig 1940.

der Sitten; ihre Bewohner eignen sich nämlich Redeweise und Einrichtung an, und mit fremden Waren kommen auch fremde Sitten ins Land, so daß von den heimischen Einrichtungen nichts unverändert bleiben kann.“ Hier spricht deutlich der streng denkende, bodenverwurzelte Römer, der nach dem Siege über Karthago in Sorge um seinen immer mehr der Geldwirtschaft verfallenden Staat ist. Ähnliche Erkenntnisse hatten — lange vor Cicero — Plato, Aristoteles, Thukydides und nicht zu vergessen Herodot, in dessen Aufzeichnungen eine Fülle entsprechender Gedankengänge zu finden ist. Auch der geschichtliche Gegensatz zwischen Aristides und Themistokles über die künftige Kriegspolitik Athens und die Anlage seiner Verteidigung gegen die Perser gehört hierher.

Wir sehen also Zeugnisse geopolitischer Betrachtung aus dem frühen Altertum in ununterbrochener Folge bis zu den Anfängen einer europäischen Kultur. Lediglich im Mittelalter wurde sie durch die Transzendenzlehre der göttlichen Gewalt, durch die Lösung aller irdischen Attribute, wie sie die antiken Gottheiten noch besaßen, unterbrochen und verlor sich in den abstrakten Formelbegriffen der Scholastik. Mit Descartes und seinem ontologischen Gottesbeweis tritt sie langsam und unabwendbar wieder in das Bewußtsein der abendländischen Welt; denn sein genialer Wurf bedeutete nichts anderes als den Versuch, Naturwissenschaften und Theologie wieder miteinander in Wechselwirkung zu setzen, ein Gedankengang, der sich über Spinoza und die Monadenlehre von Leibniz bis zu Kant, Hegel und darüber hinaus verfolgen läßt. Es ist das Erstarken der Geschichtsphilosophie, die als Schicksalsfrage der Menschheit im Zeitalter der naturwissenschaftlichen Erkenntnis die Geister immer stärker beschäftigt.

II.

Bei der Geopolitik handelt es sich also — wie der Leser schon ahnen wird — darum, eine Erkenntnis, die man bereits im Altertum ganz instinktiv als richtig und wahr, als organisch empfunden hat, wieder zu erwecken und mit unserem neueren Wissen methodologisch und systematisch zu untermauern. Der unserer Wissenschaft noch seit dem Mittelalter anhaftende Bruch zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften, der innerhalb der Denksysteme der einzelnen Disziplinen sehr wohl seine Berechtigung hat, darf sich nicht weiter vertiefen, sondern muß — sollen wir schließlich nicht aneinander vorbeireden — überbrückt werden. Die streng kausal gebundene Naturwissenschaft leugnete noch bis vor kurzem die Möglichkeit einer unmittelbaren Wechselwirkung zwischen dem Leib, dem Organismus des Menschen und seiner Seele, — denn so stellt sich das ganze Problem letzten Endes auf der philosophischen Ebene dar! Eine solche immanente Wechselwirkung müsse, so argumentierte die kausal gebundene Naturwissenschaft, dem Gesetz von der Erhaltung der Energie widersprechen, wie es Robert v. Mayer definiert hat. Rein physikalische Kräfte, wie die des Körpers, könnten unmöglich geistige Vorstellungs- und Willenshandlungen auslösen, denn das wäre einem Verlust an Energie gleichzusetzen. Die Geisteswissenschaftler wieder erkannten die rein materiell funktionierende Theoretik der Naturwissenschaftler aus gutem Grunde nicht an; denn für sie gab es nicht nur materielle, sondern auch potentielle Kräfte, die anderen Gesetzmäßigkeiten gehorchten. Man einigte sich schließlich, um weiterzukommen, auf die Theorie eines „psychophysischen Parallelismus“: Physikalische Energien rufen, gewissermaßen durch Induktionsvorgänge, entsprechende geistige Energien in der Seele des Menschen in gleichem Maße wach, wie sie angeregt wurden und umgekehrt. Körper und Seele, Organismus und Geist wären demnach synchron funktionierende, aber verschiedene Wesenheiten. Erst Sigwart¹⁾ fand in seiner Logik eine beziehungsreichere Lösung, indem er sagte: „Die Theorie des psychophysischen Parallelismus ist weder durch den Begriff der Kausalität oder das Prinzip der Erhaltung der Energie gefordert, noch läßt sie sich ihrer Konsequenzen wegen durchführen.“ Das wird im einzelnen belegt, wenn etwa August Bier²⁾ treffend darlegt, wie die Erfahrung uns ganz unzweideutig zeigt: „... daß äußere Reize, die unsere Sinnesorgane treffen — also etwas Physisches —, die Empfindung — also etwas Psychisches — hervorrufen. Ebenso bedeutet umgekehrt die Bewegung unserer Muskeln durch den Willen das Hervorrufen eines physischen Vorgangs durch einen psychischen. An diesem Kausal-

1) Sigwart, „Logik“, 2. Bd., S. 524—573, Tübingen 1893.

2) Bier, „Die Seele“, S. 23/24. Berlin 1939.

verhältnis hat kein Mensch gezweifelt, bis es in Hypothesen befangene Forscher fertig bekamen, es zu leugnen.“ Oder wie E. v. Hartmann¹⁾ es ausdrückte: „Ein Vorurteil unserer Zeit, das aus der Überschätzung der Naturwissenschaften und aus der Überspannung seiner bloßen Arbeitsrichtschnur der unorganischen Naturwissenschaften zu einer Richtschnur aller Wissenschaften überhaupt entsprungen ist.“

Dies führt uns zur Hauptfrage unseres Problems: Gibt es nach dem Stand der heutigen Erkenntnisse letztlich noch einen Wesensunterschied zwischen Organischem und Anorganischem? Es ist gerade die neuere Physik, die hier in ein bedeutungsvolles Dilemma geraten ist; denn das Atom, das man bisher für eine anorganische Einheit hielt, weist plötzlich organische Reaktionserscheinungen auf, die mit einem rein kausalgesetzmäßigen Verhalten nichts mehr zu tun haben. Damit käme aber das ganze strenge methodologische Gebäude bisherigen physikalischen Denkens ins Wanken, letzten Endes — man verzeihe den plötzlichen Gedankensprung — auch das bisherige scheinbar so unabwendbare ‚Anderssein‘ von Organischem und Anorganischem.

Denken wir diese Möglichkeiten weiter! Wenn eine der kleinsten Stoffeinheiten der anorganischen Welt anzeigt, daß auch sie organischen Wesens ist, ergibt sich daraus eine immanente Wechselwirkung, also die immerwährende Bindung aus einer gleichen Lebensgesetzlichkeit auch für Umwelt und Mensch, sofern es uns gelingt, auch das Geistige im Menschen als organisch Gebundenes nachzuweisen. Mit Hilfe des Sigwartschen Satzes müßte dies möglich sein.

Für die Geopolitik, die mit so konkreten Dingen wie dem geographischen Raum, der ihm verhafteten außermenschlichen Umwelt sowie dem Menschen selber als Volk und als Schöpfer einer Staatsform zu tun hat, besitzt der Sigwartsche Satz einen großen Reiz, zumal ihn die neue Atomphysik restlos zu bestätigen scheint.

Der fast vor einem Jahrhundert von Spencer aufgestellte Grundsatz, daß das Leben in einer unaufhörlichen Anpassung des inneren Organismus an die äußere Umwelt bestehe und daß der Organismus von dieser unaufhörlichen Anpassung an die Umwelt nicht getrennt werden kann, ohne als Einheit des Lebens aufzuhören, gewinnt damit eine geradezu seherische Bedeutung. Wir glauben heute zu erkennen, daß eben diese Einheit des Lebens, die sich scheinbar in „Ich“ und „Umwelt“ zerteilt, eine organische Einheit in höherem Sinne ist oder, anders ausgedrückt, eine einheitliche Wesenheit zu sein scheint, die auf einer höheren Ebene als unteilbare Einheit zu erkennen ist. Gehört nicht letzten Endes auch das Problem Raum und Zeit hierher? Maeterlinck sagt ahnungsvoll: „Der Raum ist sichtbare Gegenwart. Die Zeit ist Raum, der in Bewegung kommt und Vergangenheit und Zukunft wird,“ und setzt hinzu: „Wenn wir der Zeit ein Gesicht in unserer Vorstellung geben wollen, können wir das nur, wenn wir sie uns räumlich vorstellen. Sie ist dann leer von Dingen, aber bevölkert von Ereignissen.“

Dies alles sind Symptome, Boten einer neuen Einheitlichkeit unseres Denkens — auch unseres historischen Denkens. Der Satz Auguste Comptes, „daß die Lebenden beherrscht werden von den Toten“, birgt eine tiefe, Zeit und Raum verschmelzende Wahrheit in sich, eine Wahrheit, die uns wieder zu der immanenten Wechselwirkung zwischen Mensch und Umwelt zurückführt. Er gibt uns auch die Möglichkeit, diese Erkenntnis auf eine höhere Ebene zu stellen: Die toten Generationen, gewesene Organismen und damit unteilbare Bestandteile ihrer räumlichen Umwelt, ermöglichen eine wirklich organische und geschlossene Geschichtsbetrachtung. Denn wir, die heute Lebenden, sind ja Teile derselben organischen Substanz, die die Lebensäußerungen der Toten beherrschte, und unterliegen den gleichen Gesetzen.

Von hier aus gesehen, gewinnt der Gedanke der Rasse jene überzeitlich zusammenschmelzende Kraft von geschichtsgestaltender Wirkung, wie sie uns seit langem vorschwebt. Die Gattung Mensch wächst als rassische Einheit in einem begrenzten Lebensraum zu jenem überzeitlichen Generationsorganismus heran, der in unaufhörlicher Anpassung an seinen Raum und unter ständiger Umgestaltung seiner Umwelt schließlich als organisch geformtes Gebilde Volk erscheint.

1) v. Hartmann, „Die moderne Psychologie“, S. 413. Leipzig 1901.

III.

Es ist ein weiter Weg, aber mit unserer Erkenntnis findet die Klage des Bahnbrechers der politischen Geographie, Friedrich Ratzel¹⁾, der zugleich ein Wegbereiter der Geopolitik war, endlich ihre Erfüllung: „Man spricht viel von der ‚geographischen Bedingtheit‘ der geschichtlichen Ereignisse, bleibt aber in der Regel bei so allgemeinen Betrachtungen stehen, daß bei der Schlußziehung nicht viel mehr herauskommt als Vermutungen, deren Unbestimmtheit jede weitere Verwertung ausschließt und vor allem jede Ausnutzung zum Vorteil anderer Forschungsgebiete.“

Vom organisch sich gebärdenden Atom über die psychophysische Wechselwirkung zwischen Umwelt und dem Generationenorganismus des Volkes zur konkreten geschichtlichen Wesenheit Volk würde der gedankliche Weg führen, den die Theorie der Geopolitik mit ihren Hilfswissenschaften zu untermauern hätte. Als reife Erkenntnisfrucht stünde am Ende das Verständnis für die wichtige Wesenheit des Staates, der getragen und geformt vom Generationenorganismus, im lebendigen Austausch mit der Umwelt nun sowohl umfassende wie erkenntnismäßig klare Umrisse erhalten würde. Dabei würde die rassische Einheitlichkeit des Generationenorganismus für die gleichmäßige Anpassung aller Generationsglieder von Vergangenheit und Zukunft an die Umwelt sowie deren Rückwirkung auf den Generationenorganismus bürden.

Geschichte in diesem Sinne ist niemals das Erlebnis eines Einzelnen, sondern immer ein Gemeinschaftserlebnis: das überzeitliche Wirken einer menschlichen Gemeinschaft in einem bestimmten Raum, der durch die ihm eigene Umwelt organisch an diesem Dasein teilhat, ja ein untrennbares Komplementärglied der Gemeinschaft ist. Aus einer solchen immanenten psychophysischen Wechselwirkung zwischen Umwelt und Menschen bildet sich bei genügend langer Dauer der Wesensbegriff Volk und Nation. Die beiden uns wesensgleichen Begriffe Volk und Nation sagen aber nur mit Betonung auf das Menschliche, das Volkliche, das Nationale etwas aus; sie umfassen und begrenzen noch nicht die dazu gehörende räumliche Umwelt, — dies geschieht erst durch den Begriff Staat. Staat bedeutet also prägende räumliche Umwelt und volklichen Inhalt zugleich, er ist die Summe beider. Wobei noch genau abzugrenzen wäre, ob das Schwergewicht des Begriffs Staat im rechtlichen oder im organischen Bereich liegt. Nach Kjellén²⁾ ist eines der hervorstechendsten Merkmale des Staates, daß er Bodenbesitzer ist. Ohne Territorium, ohne Bodenbesitz also, ist ein Staat für ihn nicht lebensfähig.

Wir sind am Ende dieser Begriffsskizze. Es wurde versucht, die Marksteine zu bezeichnen, in deren Bezirken man einen wissenschaftlichen Bau errichten könnte. Innerhalb dieses Baues hätten eine Menge wichtiger Einzeldisziplinen Platz, wie etwa die Psychologie, Soziologie, Geographie, Volkswirtschaft, Rassenbiologie usw.; sie alle wären durch die Theorie der psychophysischen Wechselwirkung auf das gemeinsame Ziel abzustimmen. Durch dieses Zusammenwirken kann ein Wissensinstrument entstehen, das sowohl zurückschauend manche historischen Erkenntnisse aufzuhellen wie vorausschauend dem Staatsmann ein wichtiger Helfer zu sein vermöchte.

Wäre dies nicht die vornehmste Aufgabe der Geopolitik?

1) Ratzel, „Kleine Schriften“, Bd. II, S. 35. München.

2) Kjellén, „Der Staat als Lebensform“, S. 50 ff. Berlin 1924.

Der Lebensprozeß — der Raum- und Zeiterfüllungs- und Gliederungsprozeß bestimmt die Individualität. Seine vollständige Betrachtung liefert uns die natürliche, wahrhaft naturhistorische Reihe, — das vollständige Natursystem eines Individuums. Jeder individuelle Lebensprozeß wird durch den universellen Lebensprozeß, das Natursystem eines Individuums sowohl durch die übrigen individuellen Natursysteme als durch das höhere, allgemeine — und am Ende durch das Natursystem des Universums mitbestimmt — insoweit dasselbe jene und dieses gegenseitig bestimmt. Mit Recht kann man also das vollständige Natursystem eines vollkommenen Individuums — eine Funktion jedes anderen vollkommenen Individuums und eine Funktion des Universums nennen.

In einem vollständigen System ist vollkommene Tätigkeit, ohne Bedürfnis, ohne Unruhe, ein Glied greift ins andre, und in sich selbst beschossen rollt das System seine unveränderliche, gesetzmäßige, selbständige Bahn um ein höheres System herum.

Novalis, Fragmente (aus der Nachlese von Bülow) Nr. 447.

A. E. JOHANN

Australien in Not

Noch entsinne ich mich des Erstaunens, das mich mehrfach überfiel, wenn ich in den Jahren vor diesem zweiten Weltkriege in Australien sonst ganz vernünftige und überlegene Leute von der „großen Gefahr“ sprechen hörte, in der sich ihr heimatlicher Kontinent befunden haben soll, als im ersten Weltkrieg der kühne deutsche Kreuzer „Emden“ sich den australischen Küsten auf einige hundert oder tausend Seemeilen genähert hatte. Noch nach den gut zwanzig Jahren, die dazwischen lagen, spürte man den Schrecken und die Furcht, von der damals Australien verstört worden sein muß, als ein einziges deutsches Kriegsschiff die weiteren Gewässer um den fünften Erdteil durchschwefte und hier und da ein Frachtschiff auf den Grund des blauen aller Meere senkte. Für mich Kind einer hundert- und tausendmal in der Vergangenheit und Gegenwart bedrohten Erde offenbarte sich darin die Mentalität eines Absprengsels der abendländischen Menschheit, für das der Name „die Entlegenen“ mir am geeignetsten schien.

Die Australier fühlten sich im Hinterwalde der Geschichte wohnend, und sie nahmen es tödlich übel, von plötzlicher Angst verwirrt, daß mit der „Emden“ ein Klang der aufgeregten Zeit bis hin in ihre Einsamkeit zu dringen wagte; und allein schon die Warnung (denn mehr bedeutete die „Emden“ ja faktisch nicht), daß bei Sturmflut des Geschehens die Gezeitenwelle sich auch einmal hoch die australischen Küsten hinaufwälzen könnte, versetzte dies Land, das sich sicher und unerreichbar meinte, in panische Erregung.

Dies Gefühl, am Rande zu liegen und damit außerhalb jeder Gefahrenzone, ist heute unter dem Hohngelächter einer illusionsloseren Mitwelt kläglich in den trockenheißen, blau-blanken Gluthimmel über dem „toten Herzen“ des „unvollendeten Kontinents“ verpufft; mit den dumpfen, donnernden Schlägen der japanischen Bomben in Port Darwin, Broome, Derby, Townsville, Cairns klopft auch hier das Schicksal drohend und mitleidslos an die Pforten. Nun fiel dies noch nie bedrohte Land geradezu hysterischer Furcht anheim, einer panischen Angst, die aus jeder seiner Ministerreden, aus den Hetzreisen seiner Beauftragten nach London und nach New York, aus dem kreischenden Ton seiner Parlamentsdebatten und Leitartikel kaum noch verhüllt hervorbricht.

Nun wurden Hals über Kopf die australischen Kontingente von überallher zurückgepfiffen; nun wirft man sich, zu jeder Konzession bereit, dem gelähmten Mann im Weißen Hause zu Washington an den Hals und hat längst vergessen, daß man einmal stolz darauf gewesen ist, „britischer als die Briten“ zu sein; nun sind mit einmal sechzig, ja siebzig vom Hundert der Bevölkerung „für den Krieg“ tätig; nun schließt man die Goldminen in Kalgoorlie und Coolgardie, ja, man erträgt sogar, „britischer als die Briten“, einen solchen Ballyhoo-General wie den US-Amerikaner MacArthur, der einen keineswegs siegreichen Rückzug von den Philippinen als wesentlichste Leistung aufzuweisen hat, als Oberbefehlshaber, weist die Mädchen an, sich gegenüber den US-Amerikanern, die man bis dahin durchaus nicht für voll genommen hat, „recht lieb“ zu verhalten, verkündet sogar, daß man „so bald wie möglich“ der angelsächsischen Einwanderung alle Tore öffnen würde, und schreit vor allen Dingen in regelmäßigen, kurzen Abständen die Worte „Gefahr, tödliche Gefahr für Australien!“ in eine Welt hinaus, die weiß Gott alle Hände voll mit ihren eigenen Sorgen zu schaffen hat. Über all dem hektischen Gebaren steht ein unerbittliches Wort geschrieben: „Zu spät!“

Denn um es auf die kürzeste Formel zu bringen: In Japan werden in sieben Jahren allein so viel Kinder geboren, wie der ganze Erdteil Australien, der zwanzigmal so groß ist wie das eigentliche Japan, insgesamt Einwohner zählt. Das eigentliche Insel-Japan (ohne Korea) zählte 1940 bei 73 Millionen Einwohnern über 191 Menschen auf dem Quadratkilometer,

während Australien bei rund 7 Millionen Einwohnern weniger als einen Menschen (0,9) auf dem Quadratkilometer beherbergt.

*

Es ist wahr, was ein genialer Mann gesagt hat: daß den Völkern nichts auf die Dauer so teuer zu stehen kommt wie geographische Unwissenheit. Die Australier haben geglaubt, die alten Gesetze der Erde gälten für sie nicht. Man braucht nur ein paar Male Australien von verschiedenen Seiten angesteuert zu haben, um zu wissen, wozu dieser Kontinent gehört. Von Afrika her ist in viele Tage dauernder Fahrt die unabsehbare Weite des südlichen Indischen Ozeans zu überqueren; von der Antarktis stürzen sich zuweilen eisige Südstürme von unbeschreiblicher Wildheit über das Schiff; hinter den Horizonten verborgen bleiben wenige winzige Inseln zurück. Von den Amerikas her ist der Weg noch weiter, noch gedehnter. Doch die unzähligen, kleinen und großen, dick gesäten Trittsteine — die Inseln, die von der Südostecke Asiens aus ins Meer gebaut sind und in dichten Barrikaden den Indischen vom Stillen Ozean abtrennen — liegen lückenlos bis dicht an die Nordküsten Australiens, umzingeln sie sogar in weitem östlichem Bogen bis nach Neuseeland hinunter, einem Bogen, der mit Tasmanien den australischen Erdteil noch von Süden her umklammert und wie in einem riesigen Bilde anzudeuten scheint, daß Australien, dies größte Bruchstück der untergegangenen „Terra Australis“, des „Großen Südkontinents“, nur von Asien einzuheimsen ist. Die Australier haben diese von jeder Weltkarte ablesbare Tatsache bis in die unmittelbare Gegenwart hinein nicht zur Kenntnis genommen; heute wird ihnen die Rechnung dafür präsentiert.

Wer vom menschenwimmelnden Japan (73 Millionen), China (432 Millionen), Indien (389 Millionen), Java (41 Millionen bei einer Dichte von 315 Menschen auf dem qkm) nach Australien kam, dessen Nordterritorium (gut zweieinhalbmals so groß wie das Deutschland des Versailler Vertrages) noch nicht einmal ganze fünfundzwanzigtausend Menschen beherbergte (in Zahlen: 25000), dem fiel es wie Schuppen von den Augen: Wenn in den Gedanken der Geopolitik auch nur ein Quentchen Wahrheit steckte, mußte sich der australische Raum früher oder später als das enthüllen, was er tatsächlich und buchstäblich genommen darstellt, als ein Vakuum nämlich, in das die dicht benachbarten Überdruckräume Asiens wirtschaftlich, politisch, militärisch und schließlich auch kulturell einbrechen würden.

Dies um so mehr, als die Australier die drohende Gefahr vollkommen fehl einschätzten und alles unterließen, ihr rechtzeitig Dämme entgegenzuschichten. Man wurde ausgelacht, wenn man darauf hinwies, daß Australien doch nur der äußerste Brocken des asiatischen Südostens sei, doch nur die Südeinfassung des australasiatischen Mittelmeeres; daß Australiens Nordrand doch nur die Gegenküste jener mit Spannungen bis zum Bersten überladenen Ufer zwischen Ceylon und Tsushima oder Wladiwostok darstellte und mit Sicherheit getroffen werden würde, wenn der Kessel an der Nordseite jenes Mittelmeeres einmal platzen würde. Sie nahmen das alles nicht ernst. Sie fühlten sich zu England gehörig und den Nordamerikanern verwandt, mochten sie auch um den halben Erdumfang von beiden getrennt liegen. Wenn sie reisten, so fuhren sie nach London oder San Francisco; ihre Kinder lernten als Fremdsprache Französisch, was eigentlich ein Witz war, anstatt Malaiisch oder Japanisch, was sinnvoll gewesen wäre. Statt mit aller Kraft weiße Menschen in ihrem Lande heimisch zu machen, taten sie alles, um sie fernzuhalten; selbst Engländer wollten sie nicht aufnehmen. Anstatt ihr gefährdetes Land möglichst gleichmäßig und intensiv zu durchdringen, anstatt insbesondere den der Gefahrenzone zugekehrten Norden zu erschließen, lebendig zu durchbluten, drängten sie sich in ein paar Bevölkerungsklumpen an der südöstlichen Küste und in der äußersten Südwestecke um wenige Großstädte zusammen, als fürchteten sie sich vor der ungeheuren Leere ihrer Heimat. In diesem leersten aller Länder ballt sich annähernd die Hälfte seiner Bewohner in sechs Großstädten — ein grotesker Tatbestand! Anstatt sich darüber klar zu sein, daß ihnen ihr Erdteil als riesengroße Aufgabe gestellt war, haben sie ihn als eine fette Pfründe angesehen, als „Paradies der Gewerkschaften“, als „Heimat des höchsten Lebensstandards“, und haben sich auf die Bärenhaut gelegt, wo nur zähe, unermüdliche, intelligente Arbeit ihnen die Zukunft hätte sichern können. Sie haben in keiner Weise erwerben wollen, was sie ererbt hatten — und nun wird ihnen mit vollem geschichtlichen Recht auch der Besitz streitig gemacht. Sie haben nicht den geringsten geopolitischen Instinkt bewiesen — daran

gehen sie nun zugrunde. Denn wie dieser Krieg auch immer ausgehen mag, um das Australien, das fern am Rande einen satten Dornröschenschlaf schlafen wollte, ist es in jedem denkbaren Falle geschehen; es wird als ein Teil des australasiatischen Mittelmeerbereichs sich der neuen japanischen Ordnung anbequemen müssen (und käme dabei noch am glimpflichsten weg) oder es wird zwangsläufig in das Schwerefeld eines bolschewistischen Asiens gleiten.

*

Noch klammern sich die Australier an die Fiktion, daß an die Stelle des endlos gezerrten und nun zerrissenen Bandes, an dem sie sich von England gehalten fühlten, in Zukunft ein us-amerikanisches treten könnte, daß sie als 49. oder — nach den kanadischen — als 50. Stern in den amerikanischen Sternhaufen eintreten dürften. Aber US-Amerika müßte seine Polypenarme ebenso zerren und dehnen wie England, blutet aber schon heute schwer an dieser Notwendigkeit und wird Australien nicht retten können. Ganz abgesehen davon, daß dieser Krieg auf das lange Rennen gesehen nur zwei Lösungen haben kann: Entweder wird die Welt neu geordnet, wie wir in unserm und Japan in seinem Bereich sich dies vorstellen (wobei dann US-Amerika auf sich selbst zurückgeworfen wird und sich ebenfalls aus Eigenem neu organisieren muß, wenn es nicht einem entsetzlichen Chaos anheimfallen will) — oder die ganze Welt, die ganze, wird bolschewistisch; das wäre das Ende der Geschichte. Aber eine andere Wahl gibt es nicht. US-Amerikaner und Engländer verteidigen nur noch im Vordergrund ihre eigenen — untergehenden — Geisteswelten; tatsächlich sind sie schon heute, ob sie es nun wollen oder nicht, Vorkämpfer und in ihren Entschlüssen gar nicht mehr freie Vassallen des Bolschewismus. Von ihm würden sie bald ebenso verschlungen wie wir, wenn wir an der ungeheuren Aufgabe versagen sollten. Doch das wird, so Gott will, nicht eintreten; denn die Gefahr zu erkennen, heißt, sie schon halb überwunden zu haben.

Die Australier haben gemeint, daß es einen endgültigen und für alle Zeiten garantierten Zustand bedeutete, die halbe Weltkarte bis vor ihre Tore mit dem berühmten englischen Rot angestrichen zu sehen. Doch dieser Zustand bedeutete, geschichtlich gesehen, nur eine kurze Übergangszeit. Er galt nur solange, als die vom Abendlande entwickelten neuartigen Machtmittel und die Methoden ihrer Anwendung auch wirklich nur von den Abendländern, genauer: den Westeuropäern, beherrscht wurden. Aber Maschinen ist es vollkommen gleichgültig, wer an ihren Hebeln steht; die Hauptbücher der Banken oder der Textilfabriken fragen nicht danach, ob der Buchhalter, der sich über sie beugt, blonde oder tiefschwarze Haare hat. Die für eine kurze Zeit tatsächlich bestehende abendländische Vorherrschaft über die ganze Erde beruhte auf dem Vorsprung ihrer Machtmittel. Dieser Vorsprung besteht heute nicht mehr; damit stürzt auch die angemessene Vorherrschaft zusammen. Für eine Weile konnte dieser einmalige Ausnahmezustand die großen Gesetzmäßigkeiten der Erde, die mit solchen des Lebens und seltenen schöpferischen Überraschungen den Lauf der Geschichte (wie jedes einzelne Menschenschicksal) bestimmen, scheinbar überdecken und außer Kurs setzen. Heute schlagen sie, da alle Kontrahenten sich der gleichen Mittel zu bedienen gelernt und damit die Erfolgchancen sich angeglichen haben, mit Urgewalt wieder durch. Es zeigt sich nun, daß Asien bis vor die Tore Australiens reicht, während Amerika und Europa weit, weit entfernt liegen, es zeigt sich, daß ungeheure Stärke in den Menschenmassen vor den australischen Küsten brodet — denn die müssen die Arme dehnen, wenn sie nicht ersticken wollen —, aber Schwäche bei den Australiern selbst, die ihren Raumüberfluß für ein gottgewolltes Vorrecht hielten, und Schwäche bei ihren Gefährten, den Engländern und US-Amerikanern, die Anmarschwege von vielen Tausenden von Seemeilen zu überwinden haben, wenn sie den Australiern helfen wollen. Auf die Dauer ist es gar keine Frage, daß Japan, welches seine Einflußgebiete bis in die Randgewässer Australiens vorgeschoben hat, sich gewaltig im Vorteil gegenüber US-Amerika befindet, das seine australische Stellung diagonal über den Stillen Ozean hinweg versorgen muß. Zudem war ja für die Verteidigung Australiens nichts geschehen, und heute, da das Haus schon brennt, werden Improvisationen Entscheidendes auch nicht mehr ändern können.

An dieser Stelle sei die Bemerkung — eine durchaus umstreitbare — erlaubt, daß man an den Australiern besser als vielleicht irgendwo sonst studieren kann, was geschieht, wenn Men-

schengruppen aus einer so fest umrissenen und durchgeformten Umwelt wie der europäischen in ganz andere Breiten, unter eine ganz andere Sonne versetzt werden. Es ist, als wenn man reichtragende, üppige Gartenpflanzen ins Wildland zurücksetzt; sie gehen entweder zugrunde oder sie schlagen in ihre einfache Grundform zurück, sie primitivieren. Der Australier mag sich für britischer als die Briten halten; die Briten haben ganz recht, wenn sie in ihm leise verächtlich nur den „Colonial“ sehen. Er ist eben nur noch Australier, ungeheuer verarmt an Feinheit seelischer und geistiger Reaktionen, versimpelt in Gefühlen, verflacht an Intelligenz, vergrößert in allen Vergnügungen. Die Luft dieses uralten Kontinents scheint alles Lebendige in ihrem Bereich zum Stagnieren, zum Verholzen, zum Erstarren zu bewegen. Archaische Formen aus Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt haben sich hier erhalten. So wie Europäer in Amerika aufhören, Europäer zu sein und eben Amerikaner werden, so wurden sie hier Australier, verloren ihre Wachsamkeit, Beweglichkeit, Initiative, kapselten sich ab, blieben in längst überholten Vorstellungswelten stecken — wie das Gesetz dieses alten, müden Erdteils es ihnen vorschrieb. — Daß solche Überlegungen, auch nach den Hellpachschen Forschungen, sich wissenschaftlich genauer Darstellung noch entziehen, ist sicher. Daß es sich aber um höchst reale Erscheinungen handelt, die früher oder später Gegenstand der Wissenschaft sein werden, ist ebenso sicher, um Realitäten nämlich, die niemand leugnet, der viele fremde Länder und Erdteile durchschweifte und, an geopolitische Fragestellungen gewöhnt, sein Augenmerk auf solche Tatbestände richtete.

*

Australien war nicht fertig, als der Krieg ausbrach; es stagnierte selbstzufrieden vor sich hin. Seine etwa fünf dichter besiedelten Gegenden werden durch leere Niemandsländer voneinander getrennt. Die Mitte des Landes, sein mittlerer und westlicher Süden, die nördlichen zwei Drittel des Westens, der ganze ungeheure Norden und Nordosten und der ganze innere Osten waren überhaupt völlig leer geblieben. Die einzelnen Landesteile spürten, in der leeren Weite verloren, nur geringes Gefühl der Zusammengehörigkeit. Nicht einmal über die Spurweite der Bahnen hatte man sich einigen können. Ein Frachtgut, das mit der Bahn von Perth im Südwesten etwa nach Cairns im Nordosten geschafft werden sollte, muß unterwegs mindestens fünfmal umgeladen werden, weil die Spurweite der Bahnen ebensooft wechselt. Sicher befahrbare Straßen existieren weder auf der Route vom Westen nach der Mitte oder dem Osten; der Norden hing völlig in der Luft und war über Land nur im trockenen Südwinter auf halsbrecherischen Buschwegen von erfahrenen Wildnisfahrern zu erreichen, die sich mühselig von Landmarke zu Landmarke vortasteten. Eine markierte Route bestand nur dort, wo man sich, wie von Adelaide nach Port Darwin, an eine Telegraphenlinie halten konnte. Selbst die Küstenstraße, die im Osten die dichtest bewohnten Gebiete miteinander verbindet, befand sich nördlich von Brisbane in einer Verfassung, die den Autofahrer oft genug zwang, sich auf eine regelrechte Wildnisreise einzurichten, als mit einer verlässlichen Straße zu rechnen.

Port Darwin zählte noch 1935 ganze 1500 Einwohner. Die Bedeutung dieses „Stützpunktes“ wird weit überschätzt. Anlagen irgendwelcher Art, die den Namen „Stützpunkt“ gerechtfertigt hätten, waren dort (außer einigen Öltanks) ebensowenig vorhanden wie auf dem zuweilen als Gegenstück genannten Thursday Island in der Torresstraße. Die von Port Darwin nach Süden führende, halb verfallene Bahn endete einige hundert Kilometer südwärts im leeren Nichts und setzte sich nur noch als Telegraphenstrang fort, der erst etwa 1000 Kilometer weiter südlich bei Alice Springs wieder eine Bahn, den Nordausläufer des südaustralischen Bahnnetzes erreichte. Die nach Port Darwin führenden drei Buschwege (von Südosten, Süden und Südwesten) waren mit einiger Sicherheit nur vier, fünf Monate im Jahr befahrbar. Port Darwin war tatsächlich eine Insel im Nichts, die über See versorgt werden mußte. Die anderen Plätze an der Nordwestküste, wie Wyndham, Derby oder Broome, oder im Nordosten Fort Roper und Normanton waren noch unbedeutender: winzige, staubige Flecken von wenigen Wellblechbuden, vor sich die leere, haifischverseuchte See, hinter sich den leeren, weglosen Trockenbusch. Inzwischen sind ein paar Male unbestimmte Nachrichten durch die Zeitungen gegangen, daß Bahnanschluß von Port Darwin nach Adelaide hergestellt und die neben dieser Bahn herlaufende Straße ganzjährig befahrbar gemacht worden sei.

Diese Nachrichten tragen den Stempel des Bluffs an der Stirn. Man wird bei dem Mangel an Menschen und Material und den teilweise bedeutenden Geländeschwierigkeiten (Trockenflüsse von wechselndem Verlauf, die bei Regen manchmal mit unbeschreiblicher Gewalt kilometerbreit alles vor sich her niederreißen) nicht neben die Bahn noch eine Straße legen. Außerdem war schon bisher die von Cloncurry (Nordwest-Queensland an der von Townsville westwärts vorstoßenden Stichbahn) auf Port Darwin zielende Trasse gegenüber der Südroute bevorzugt, weil sie sich ziemlich genau auf der Wasserscheide zwischen Carpentariagolf und Polygonsumpf hält, viel kürzer ist als die Südroute, die Hauptsiedelgebiete im Osten und Südosten schneller und ohne Umwege erreicht und außerdem der gefährdeten Nordostküste in etwa 200 Kilometer Abstand parallel läuft und sich deshalb als Aufmarschstraße zur Küstensicherung viel besser eignen würde als die durch das tote Herz stoßende Südstraße. Aber auch auf dieser Nordoststraße, die — mit der Eisenbahn — Townsville über Cloncurry mit Port Darwin verbinden würde, sind die klimatischen und geographischen Schwierigkeiten ungeheuer groß. In der Regenzeit (im Südsommer, von Oktober bis April) stehen hier zuweilen Tausende von Quadratkilometern unter Wasser. Der Buschweg gar von Port Darwin nach Perth führt 3000 Kilometer weit durch zum Teil wasserlose Öde, fällt also erst recht aus. Selbst wenn es stimmen sollte, daß behelfsmäßig eine Straße oder Bahnlinie nach Norden fertiggestellt ist, so blieben doch stets gut 2000 Kilometer zu den Nachschubbasen zu überwinden.

*

Die Küsten Nordaustraliens sind keineswegs vollständig kartographiert. Es besteht jedoch guter Grund, anzunehmen, daß die Japaner über alle Punkte der Nordküsten, die für sie von Interesse sein könnten, mit aller nur wünschenswerten Genauigkeit informiert sind. Diese viele tausend Kilometer langen, menschenleeren Küsten können von so schwachen Verteidigern gar nicht ausreichend kontrolliert werden. Es ist kein Zweifel daran möglich, daß die Japaner Port Darwin längst genommen haben könnten, wenn sie Wert darauf legten. Sie haben ja bei ihren bisherigen Landungsoperationen niemals frontal angegriffen, sondern gingen stets irgendwo abseits an Land, um dann die Hauptpunkte des Gegners von Land her zu Fall zu bringen. Wenn das schon für sie in dichtbesiedelten Ländern kein allzu schweres Problem bedeutete, so gälte dies hier in noch viel weiterem Maße. In der Mündung des Roper-River etwa (westlichster Punkt der Küsten des Carpentariagolfes) oder an ein paar Dutzend ähnlichen Stellen kann man in Ruhe Divisionen an Land setzen, mit ihnen Port Darwin vom Süden umfassen und gleichzeitig die zwei, drei Verkehrsadern abschneiden, die Port Darwin versorgen. Daß die Japaner dies bisher nicht getan haben, ist ein Beweis dafür, daß ihnen vorläufig andere Dinge wichtiger sind.

Was den Japanern in Australien wichtig sein muß, ist nicht der leere Norden des Erdteils, sondern das Meer zwischen dem australischen Südosten und Neu-Seeland, die Tasmansee. Denn an diesem stürmischen Meere liegen die großen Häfen, von denen aus eine kampfkraftige Flotte gegen die japanischen Einflußsphären angesetzt werden könnte, hier liegt vor allem Sydney mit seinen leistungsfähigen, modernen Hafen- und Dockanlagen und seiner beträchtlichen Schwerindustrie im Hintergrund (Newcastle), hier liegen Brisbane und Melbourne und auf Neu-Seelands Nordinsel Wellington und Auckland. Hier stehen die Gegner Japans auf festem Boden, der nicht unter ihren Füßen bebt wie in Indien, auf dem einzigen wirklich noch zuverlässigen Untergrund überhaupt rings um den ganzen riesigen Bereich. Deshalb können sie auch nicht darauf verzichten, mag er auch am weitesten entfernt liegen. Deshalb haben sie von hier aus begonnen, den japanischen Kordon zu durchbrechen. Aber die Japaner zeigten sich ihnen weit überlegen; es brauchte ihnen dabei auf ein Inselchen mehr oder weniger nicht anzukommen. Doch wo sie mit einer Handvoll Kompanien sich zähe und monatelang hinhaltend behaupteten wie auf Guadalcanar, da zwingen sie die US-Amerikaner, deren Mißerfolge weitere Prestigeverluste nicht gestatten, fortgesetzt ihre Kriegsschiffe und Transporter in die Reichweite japanischer Bombengeschwader zu schicken. Ein Aderlaß folgt dem andern; die US-Amerikaner konnten den Japanern gar keinen größeren Gefallen tun, als unter Aufbietung aller Kräfte zu versuchen, Guadalcanar zu erobern. Und als es dann erobert war, da hatte die Handvoll tapferer japanischer Soldaten, die auf Guadalcanar befehlsgemäß

hinhaltend ausgeharrt hatten, dafür gesorgt, daß in einer Serie von See- und Luftschlachten insgesamt schließlich eine ganze Flotte von leichten und schweren Kreuzern, Flugzeugträgern, Schlechtschiffen und Torpedobooten auf den Grund des Meeres geschickt wurde.

Der ganze Norden der australischen Ostküste etwa von der Höhe Rockhamptons bis hinauf zur Torresstraße eignet sich nicht besonders für Landungsunternehmen, weil jeder Angreifer hier in den wohl gefährlichsten Küstengewässern der ganzen Erde operieren müßte und sein Nachschub auf enge, komplizierte Fahrwasser angewiesen wäre. Hier nämlich legt sich das „Große Barrier Riff“ schützend vor die Küste, dessen dicht unter der Wasseroberfläche hinreichende Korallenbänke schon manchem Schiff zum Verderben gereicht haben. Aber südlich von Rockhampton erstreckt sich die Küste noch 2000 Kilometer weiter nach Süden. Und im Südtail des Carpentariagolfs, von dem aus sich ein Angreifer in den Rücken der australischen Hauptküste schieben könnte, ist auch noch Platz im Überfluß vorhanden.

Ein Land, so unentwickelt, so riesenhaft, so untervölkert wie Australien kann mit seinen sieben Millionen Menschen, mögen ihm auch einige us-amerikanische Divisionen zu Hilfe gekommen sein, gegen ein hochorganisiertes Land von siebzig Millionen wie Japan, das sich heute auf die reichsten Gebiete der bewohnten Erde zu stützen vermag, auf die Dauer nicht widerstehen, wenn Japan wirklich unter Einsatz seiner ganzen Kraft zum Angriff entschlossen ist. Es wird auch nichts nutzen, daß US-Amerika seine Fluglinien sowohl über den Pazifischen Ozean wie über den Indischen Mombasa—Seychellen—Chagos—Cocos—australische Westküste) ausgebaut hat. Das sind dünne Spinnenfäden, die nur bei friedlicher Windstille Bedeutung gewinnen. Man kann über diese Wege zwar große Bomber (nur sie) herüberfliegen, aber zum Beispiel nicht Benzin in ausreichenden Mengen. Australien besitzt — einer seiner gefährlichsten Schwachpunkte — nämlich kein Erdöl. Es ist heute auf Zufuhren aus dem weit entfernten Persischen Golf oder aus Kalifornien oder Mittelamerika angewiesen, während Japan aus den bequem liegenden Sumatra- oder Borneoquellen schöpfen kann. Die Australier haben ganz recht, wenn jeder neu gesichtete japanische Geleitzug mit unbekanntem Ziel sie in helle Aufregung versetzt; haben sie doch ihre besten Divisionen allzu sorglos in Afrika und Malaya verpulvert und sind nun auf MacArthur und us-amerikanische Hilfskontingente angewiesen mit knapper Ausrüstung, knappem Benzin und völlig unbewiesener Kampfkraft und Kampfesfreude. Sie haben eine Küste von vielen tausend Meilen Ausdehnung zu bewachen und können nur an wenigen Punkten wirklich schlagkräftige Truppenmengen unterhalten. Die schnelle Umgruppierung von Streitkräften aber wird durch die erbärmlichen Verkehrsverhältnisse erschwert oder unmöglich gemacht. Außerdem würden die Japaner schwerlich dort landen, wo sie von der australischen Hauptmacht erwartet werden.

*

Die Australier bekommen heute vom Schicksal die Rechnung dafür präsentiert, daß sie hundert Jahre lang an nichts weiter gedacht haben, als ein möglichst komfortables und sorgloses Leben zu führen, indem sie nur den Rahm von ihrem unverdienten Erbteil schöpften und alle anderen eifersüchtig davon ausschlossen. Sie haben es unterlassen, wirklich zu erobern, was ihnen der geschichtliche Zufall in die Hände gespielt hatte. Sie haben ein wenig Raubbau an den Bodenschätzen, dem Wasserhaushalt, den Grasländern, den Eukalyptushainen getrieben, haben sich mit ihrer Wolle und ihrem Weizen, ihrem Fleisch und ihrem Gold auf Abnehmer verlassen, die ihre Antipoden waren. Sie haben nichts erobert und verdient. Nun werden andere kommen und erobern. Wenn Japan mit all der Umsicht und Gründlichkeit einerseits und der wilden, rasanten Kühnheit andererseits, mit der es seine Angriffe vorbereitet und austrägt, Australien wirklich überrennen wollte, so wäre ihm der Erfolg auf die Dauer zweifellos sicher. Die Frage ist nur, braucht Japan Australien überhaupt zu erobern, muß das schon jetzt geschehen, will Japan dies überhaupt, hält es nicht andere Aufgaben für wichtiger? Um es noch deutlicher zu sagen: Die Japaner können es sich leisten, das australische Problem hinhaltend zu behandeln (besonders solange die us-amerikanische Flotte sich da unten fortlaufend zum Bombardieren anbietet); denn Australien kann weder jetzt noch später gegen eine Kriegsmacht wie die japanische gehalten werden, wenn diese sich einmal entschließt, mit geballter Faust und voller Kraft zuzuschlagen.

KARL HAUSHOFER

Die Südfront Großasiens

(Gegenstrophe zu A. E. Johann: „Australien in Not“)



Geopolitik und Ostasienkunde haben im Verein durch Berichtfolgen über den indopazifischen Raum und eine geistvolle Skizze von Carlo Avarna di Gualtieri im Juli 1939 die eine Seite von „La difesa imperiale nell'Estremo Oriente“ gezeigt.

Die Veränderung durch die Südfront Großasiens von 1943 haben wir zum Trost vieler abendländischer und fernöstlicher Leser in die Kopfleiste eingetragen.

Wäre auf der etwa gleichlangen Abwehrlinie Gibraltar—Aden ein Ähnliches erreicht worden wie zwischen Akyab, der Sundatiefe, Papua und Guadalcanar, so hätte eine schwer umdrohte, wankende britische Reichsstellung im Mittleren Osten gerade noch über das Cap eine Hintertüre offen gehabt; sonst wären sich USA. und Großasien allein gegenübergestanden.

Wehrgeopolitisch vergleichende Studien über die Gesamtsüdfront der Alten Welt gegen das, was A. E. Johann „Aufstand der Kolonialen“ nannte, liegen allen Lesern nahe.

Das Teilstück der Südfront Großasiens daraus aber zeigt etwa das Prinzip der seit Leuktra berühmten „schiefen Schlachtordnung“, die bei Leuthen in der deutschen Wehrgeopolitik eine denkwürdige Wiederauferstehung erlebte. Innerhalb dieses Vorstoßflügels wird — wie alliierte Zeitstimmen mit Unbehagen bemerkten — ebenfalls nur an äußersten Flügeln gekämpft, zu Land bei Akyab und an der Nordgrenze Birmas, zur See rings um

Guadalcanar und in der Korallensee, an der Barriere Australiens, dessen Gefahrlage A. E. Johann aus gründlich erarbeiteter Kenntnis des leeren „rot angemalten“ Erdteils darstellt. Mit ihm haben wir uns zu Strophe und Gegenstrophe verbunden. Das Seeschlachtfeld um Guadalcanar hat ein hervorragender japanischer Sachkenner mir gegenüber als „unsere Saugpumpe“ bezeichnet, kraft deren die USA. Flotten, Flottenteile und Geleitzüge ans Messer der Luftwaffe liefern müßten, die sonst mühsam im Pazifik zu suchen wären. Leichter sind indo-britische Truppenteile, immer die Inder voran, im Dschungel von Assam zu finden.

Zwischen dem verhaltenen Flügel am romanischen Mittelmeer und dem Stoßflügel am austral-asiatischen Mittelmeer mit seinen nicht weniger als vier Drohestellen, von denen aus jeden Augenblick ein Stoß überlegener Kräfte im besten Kolonialkriegstil hervorbrechen kann, liegen zwei „Fragstücke“: Afrika und Indien! Von Indien wird genug gesprochen, und alles unbedingt Nötige enthält das neue „Indien-Handbuch“ des Kurt Vowinkel-Verlags. Von Afrika aber wird in seinen nichtmittelländischen Teilen viel zu wenig gesprochen und zu wenig daran gedacht, was sich darin an Besitzverschiebungen und Machtverlagerung vollzieht.

Mit gutem Grund hat unser weltbefahrener Gegenspieler in der Geopolitik, A. E. Johann, einem Vorläufer seines Amerika-Buches „Land ohne Herz“ den Titel gegeben: „Groß ist Afrika!“ Der Titel sagt viel, der Inhalt, der neben scheinbar leichtem Spiel um ernstes persönliches Erleben die tiefste Tragik des schwarzen Erdteils erschöpft, noch viel mehr. Noch ist Afrika eine ungefüge, eine sich selbst kaum kennende, noch weniger beherrschende Größe. Aber sie befindet sich in geschickten und — trotz ihrer Feindstellung zur deutschen Geopolitik — geopolitisch feingeschulten und wissenden Händen und ist einer schnellen Entwicklung fähig.

Mehr und mehr erkennt man in angloamerikanischen Kreisen, die das wehrgeopolitische Denken nicht durch alttestamentarische Rachegedanken trüben ließen, daß sich hinter dem Stoßflügel Großostasiens eine ungeheure Kraftreserve aufbaut, für die Raum und Zeit gleichermaßen arbeiten. Mit tiefer innerer Berechtigung mahnte mich ein gründlicher Kenner japanischer Landkriegstendenzen: „Vergessen Sie nicht, daß wir in China nur mit der linken Hand kämpfen.“ Wo die rechte Hand mit der darin geballten Kraft herausfahren wird, das weiß nur ein ganz kleiner Kreis in Japan. Dieser Kreis kann schweigen. Wie er zu handeln vermag, das erfährt die Welt nachgerade oft genug, um zu wissen, daß keine leeren Drohungen einem Ryojun, einem Tsushima, einem Perlhafen, einer Wegnahme von Hongkong, Cavite, Singapur, einer Lösung der Birmafrage mit einem relativen Mindestmaß von Kräften vorausgingen. Es war nur manchmal der „Schritt zurück“ zur höchsten Kraftsammlung (wie ihn uralte Weisheit ostasiatischer Selbstverteidigung, des Jiu-Jitsu, lehrt), ehe man aus Angriffsfehlern des Gegners Gelegenheit zum todbringenden Abwehrgriff ersieht. „Ein Vogel, der auffliegen will, duckt sich zusammen“, mahnt alte ostasiatische Spruchweisheit.

Wohin diese Kraftanhäufung mit einer nahezu unbegrenzten Verfügung über alle kriegsnotwendigen Rohstoffe, mit der Arbeitskraft etwa der doppelten Menschenzahl, über die USA. und Sowjetunion einzeln verfügen, sich wendet, das wird vielleicht am meisten von Fehlern der Angreifer abhängen, vielleicht auch von dem Eindruck, daß irgendwo, und sei es am Rande der nordischen Anökumene, falsches Spiel gespielt wird.

Für die Verbündeten Großostasiens ist die Hauptsache, zu wissen, daß diese Reserve da ist, daß sie sachkundig aufgebaut wird und als schwere Drohung über allen schwebt, die sie zu leicht nehmen sollten und Schätzungsfehler über ihr Gewicht begehen. Kein Wunder, wenn sich „Australien in Not“ fühlt, wenn es ihr in dringenden Hilferufen Ausdruck gibt und wenn wir einem der besten Kenner Australiens, der es von den armseligen Buden und Öltanks von Port Darwin bis zu seinen glänzenden Verstärkungszentralen, vor allem auch in seinen „lone lands“ arbeitend erlebt hat, das Wort zu dem Problem erteilen.

WILHELM BREPOHL

Norwegen zwischen Nord und Süd

Seit Jahrzehnten reist der Deutsche auf seinen Schiffen in den Norden, schaut überwältigt in die Welt der Felsen und Fjorde hinein, ist berauscht von der Macht und Pracht dieses Landes, von der Schönheit des Tages und dem Zauber der hellen Nächte. Er denkt nicht an den harten Winter, an den Schnee und an die Dunkelheit der Weihnachtszeit. Er erlebt nur den Glanz des hell leuchtenden Sommers. Erst der deutsche Soldat hat in den letzten Jahren die volle Wirklichkeit des norwegischen Landes kennengelernt, er sieht Leben und Volk anders, vollständiger und gerechter als der Sommerreisende. Er lebt stärker im Volke und seinem Alltag. Dadurch gewinnt er Kenntnis vom wirklichen Norwegen, vom ganzen Land, durch das ganze Jahr und durch alle Stände.

Auf diese Weise hat er auch gelernt, das Landschaftsbild gerechter zu sehen, er weiß, daß es nicht nur die Fjorde gibt, er kennt etwas von den wüsten Gebirgen im Inneren des Landes, und er weiß auch, daß die Norweger heute nicht mehr die Wikinger von früher sind. Ja, es ist ihm vielleicht sogar aufgegangen, daß die bestimmenden Kräfte im Geistesleben des Nordens nicht mehr wie früher von Deutschland kommen. Auf solche Weise gewinnen wir eine andere Vorstellung von Land und Volk, und damit wird auch das Bild Norwegens für uns weitgehend verändert. Wir dringen durch den Alltag tiefer in das Problematische dieses Nordlandes ein und sehen hier vieles als Zusammenprall und als Kampf von Kräften, was in den Büchern nur zu oft wie die Beschreibung eines Zustandes anmutet. Ja, man kann sagen: Das große Erlebnis für den, der als Soldat Norwegen kennengelernt hat, ist gerade das Problematische, das sich in unzähligen Einzeleindrücken immer wieder meldet.

Nach einer ansprechenden Auslegung bedeutet der Name Norwegen der Weg nach Norden. Wer das Land nicht gesehen hat, wird diesen Weg weder erwarten noch finden. Nichts als Fjorde, Gebirge von beträchtlicher Höhe, die Küste oft mit rudelweise auftretenden Schären (Schärenfluren) so verbaut, daß, scheint's, kein Durchkommen mehr möglich ist. Und doch liegt zwischen diesen Klippen, Felseilanden und Berginseln der Weg zum Norden, ein geschützter und brauchbarer Weg, der überall genügend Tiefe auch für die größten Schiffe hat. Zwar erfordert die Navigation wegen der Berge im Wasser viel Erfahrung und ständige Aufmerksamkeit, aber der Weg ist da und liegt als Fahrstraße geschützt gegen die Unruhe des Ozeans. Auf der langen Strecke vom Süden bis zum Nordkap müssen die Schiffe nur einige Male aus der Ruhe der inneren Gewässer hinaus in die größere Bewegung, die der Atlantik heranbringt.

Von Fjord zu Fjord, von den Inseln zu den Hauptorten, die nur kleine Fischer- und Fischindustriesiedlungen sind, spielen sich Verkehr und Geschäft ab. Seit Jahrhunderten stehen Bergen und Drontheim, nun auch Stavanger mit seinem Überseeverkehr, in dieser Aufgabe. Weiter im Norden folgen Bodö und Harstad an der Festlandküste, auf den Inseln liegt Svolvär, tief im Fjord Narvik. In dieser Gegend schneidet der Weg den Polarkreis, der nicht nur eine wissenschaftliche Linie ist, sondern wie ein Signal Grundkräfte des Lebens andeutet, von denen später gesprochen wird. Weiter im Norden haben wir dann Tromsö, die Stadt, die unwirtet ist von den Geheimnissen des Polargebietes. Dort, wo es überall nach Dorsch riecht und ein Leben ohne diesen Fisch undenkbar ist, melden sich Eismeer und Nordpol. Dort gehören Namen und Männer wie Nansen, Amundsen, Nobile zu den Grundlagen des Raumdenkens. Noch weiter nördlich ist Hammerfest den Sommerreisenden längst bekannt. Aber der Soldat hat von dem Glanz dieser berühmten Stadt nichts vorgefunden. Sie ist, wie alle Nordlandstädte, aus Holz gebaut und riecht nach Fisch und modrigen Planken. Hier biegt der Nordweg nach Osten

ab, und am Nordkap vorbei geht es nach Finnmark mit Kirkenes als bekanntestem Ort. Dort liegt, wenn man es genau sagen will, das europäische Alaska.

Diesen Weg von Süden nach Norden sind auch die germanischen Einwanderer gezogen, nicht zu Lande, sondern auf dem Seewege. Norwegen ist also auch geschichtlich nicht so sehr ein Land als eine Bewegung: Es ist immer der Weg an der Küste entlang nach Norden. Aus dem schwedischen Hügelland und dem anschließenden südnorwegischen Raum sind die Germanen ausgezogen, dem Ruf des Nordens folgend. Sie haben erst die Küste und dann das Land in Besitz genommen. Nicht das Land, das mit seinem formlosen, oft ungliederten, nicht klar durch Täler geteilten Hochgebirge dem Wanderer wie dem Pferde und dem Wagen einst ungeheure Widerstände entgegenstellte, ist zuerst erobert worden, sondern die Küste. Daher spielt das Boot die wichtigste Rolle; Seefahrer waren die Männer, die an der Küste entlang sich Fang- und Siedelplätze suchten, bei denen etwas Bodennahrung zu gewinnen war. Viel Steine gab es hier und wenig Brot. Denn der Raum für die Landwirtschaft ist sehr eng und selten genügend.

Dieser Weg von Süden nach Norden ist auch heute bei dem erleichterten Verkehr der Grundzug für vieles, was wir in Norwegen antreffen. Die großen Antriebe gehen klar von der Hauptstadt Oslo aus, das vor dreihundert Jahren Drontheim, den bedeutendsten Punkt des Nordweges, abzulösen begann. Oslo liegt aber weitab vom Nordmeer, am innersten Punkt eines Fjords und der Nordspitze Jütlands genau gegenüber. Hier sprangen durch Jahrhunderte die Lebensfunken aus dem deutsch-dänischen Raum nach Christiania (Oslo) hinüber und regten ein vielseitiges, in allen großen Dingen Deutschland verbundenes Leben an, das durch die starke Zuwanderung vom Festlande her besonders gefördert wurde. Auch Oslo gliederte sich in den Weg nach Norden ein. Wenn die großen Mächte in Handel und Wandel von Süden nach Norden gehen, so spannen sie sich weit in den breiten Südtail des Landes bis zur Küste bei Stavanger und Bergen hinüber, wobei auch heute der Schiffsweg seine Bedeutung noch nicht eingebüßt hat.

So ist zu allen Zeiten der Schwerpunkt des Landes im Süden, und Oslo ist heute der Magnetpunkt, der der Masse des Kontinents gegenüber liegt. Man wird kaum wieder ein Land finden, in dem die Hauptstadt so exzentrisch liegt wie in Norwegen. Alle Impulse, die größere Zeiten und größere Räume überspannen, gehen früher wie heute vom Süden aus, und das bedingt, daß nach Norden zu die Energien stufenweise schwächer werden, die das Leben des Landes in Gang halten. Der Pulsschlag geht von hier aus den alten Weg bis etwas über den Polarkreis hinüber und wirkt von dort aus weiter in einen fremden Raum hinein. Denn wenn wir vorher sagten, der äußerste Norden sei das europäische Alaska, so ist damit gleichzeitig gesagt, daß dort Lebensformen herrschen, die nicht mehr jene des Mutterlandes sind. Beim Polarkreis erreichen wir den Grenzraum, in dem sich das Leben umformt, es verliert seinen europäischen Zuschnitt und ist auf künstliche Hilfen (Stromversorgung und Konserven) angewiesen.

In dieser Zone, die anderen Lebensgesetzen unterworfen ist, endet der Weg nach Norden. Man sieht das in erster Linie daran, daß der Südnorweger in seinem Raumenken nicht weit über den Polarkreis hinausgeht, der Osloer unter ‚Norwegen‘ im Grunde nur den Süden des Landes versteht. Im Raum jenseits des Polarkreises verliert sich auch der Name Norwegen. Im Süden heißt und meint er: an der Küste entlang bis zu den reichsten Fischgründen bei Lofoten; dort holt man die Reichtümer des Meeres, um mit ihnen Handel zu treiben. Was jenseits der Linie liegt, wird vom Süden aus verwaltet, fast schon wie ein fremder Raum, die Lebensfäden sind nicht mehr ganz die eines Volkes. Das zeigt sich in der amtlichen norwegischen Politik wie im Denken und in der Ausdrucksweise des Volkes, sogar auch in Vorgängen, die dem einzelnen nicht bewußt werden, aber durch eine genaue statistische Untersuchung nachgewiesen werden können.

Leben und Tod haben im Jahresablauf im Norden eine andere Kurve als im Süden. Im Süden verläuft die Kurve der Geburten und Zeugungen in ähnlichen Auf- und Abstiegen, wie sie in Deutschland bekannt sind (Höhepunkte im Juni und Dezember), im Norden jedoch hat die Kurve einen ganz anderen Verlauf. Sie steigt von Februar bis August und fällt von

September bis Februar. Während im Süden die Abweichungen je Monat kaum 10 v. H. des Jahresdurchschnitts ausmachen, gehen sie im Norden bis zu 50 v. H. Das heißt: Das Leben hat von Mai bis Dezember eine plusbetonte Jahreshälfte und von Dezember bis Mai eine minusbetonte. Der Schluß aus dieser allgemeinen Feststellung: Die Menschen im Norden erhalten ihre Vitalität völlig von der Sonne. Scheidet die Sonne für längere Zeit, verlieren sich auch die Lebenskräfte. Das gilt sogar für ganz Norwegen; denn grundsätzlich ist es so, daß die Kurve der Konzeptionen eine aufsteigende Tendenz hat, wenn die der Sterbefälle absteigt, und umgekehrt fällt die Kurve der Konzeptionen, wenn die der Sterbefälle steigt. Je genauer man diese Untersuchungen durchführt, um so eindrucklicher zeigt sich, daß sich Süden und Norden des Landes hierin fast polar gegenüberstehen.

Der Weg nach Norden verbindet also zwei entgegengesetzte Welten miteinander. Entscheidend ist dabei, daß die Lebenskraft von Süden nach Norden geht, dagegen nur Güter, Fische und Erze den entgegengesetzten Weg zurücklegen. Auf diesem langen Weg verändert die Natur die Lebensumstände so gründlich, daß auch das Natürlichste anders wird. Recht verstehen wird man dies erst, wenn man eine Vorstellung von der wirklichen Größe Norwegens hat. Dieses an einigen Stellen nur wenige Kilometer breite Land hat neuerdings als zweiten, inneren Weg nach Norden die Reichsstraße 50, die Oslo und Kirkenes verbindet. Das sind 2496 km. Die Luftlinie vom Süden bis zum Nordkap beträgt 1800 km, aber die Küste ist 3500 km lang. In uns näher liegende Gebiete übertragen bedeutet das: Wenn man das Nordkap nach Danzig verschiebt, dann liegt der Südpunkt (Kap Lindesnes) bei Messina! Diesen langgestreckten Raum haben die Germanen nach und nach von Süden her erobert und besiedelt, und sie sind erst im vorigen Jahrhundert bis in die Gegend des Nordkaps gekommen. In Hammerfest, Vardö und Vadsö waren vor hundert Jahren nur wenige Kaufleute oder besser Fischeaufkäufer. Später erst und noch heute in geringer Zahl haben sich die Bauernsiedler dort eingelebt, unter denen freigelassene Sträflinge (vgl. Sibirien!) einen nicht unbedeutenden Teil ausmachten. Die Lust zum Siedeln in dieser weltverlassenen und klimatisch belasteten Gegend ist begreiflicherweise recht gering und der Boden so karg, daß er auch in Zukunft nur wenigen Menschen Lebensmöglichkeit bietet.

Je länger wir Norwegens Land und Volk anstatt aus dem europäischen Blickwinkel nun umgekehrt vom Nordpol her zu verstehen trachten, um so mehr neue Erkenntnisse und Einsichten werden uns vermittelt. Anstatt vom Süden und vom Sommer her sollten wir es vom Norden und vom Winter her zu sehen lernen. Dann würde uns auch manches offenbar, was den Alltagserfahrungen und den Erlebnissen als Erklärung beizugeben wäre. Denn wenn auch Volk und Wirtschaft von Süden nach Norden streben, so wirken doch die Kräfte der Natur von Norden nach Süden ihnen entgegen. Erst von daher sind auch die Menschen in ihrer geistigen Art zu verstehen.

Wir gehen davon aus, daß sich das Volk aus dem alten germanischen Siedlungsraum rund um mittlere Ostsee und Nordsee nach und nach in den Norden gegen den Polarkreis zu vorgeschoben hat und daß es dabei der Wirkung von Naturkräften ausgesetzt wurde, die im Süden nur sehr schwach, im Norden dagegen mit einer klaren rücksichtslosen Eindeutigkeit wirken. Danach sind die Norweger ein germanisches Volk, das sich geistig und seelisch durch die von der Arktis ausgehenden Kräfte von Natur und Raum zu seiner besonderen Eigenart — abweichend vom allgemein-germanischen Wesen — entwickelt hat.

Die Sonne mit der Anomalie ihres Jahresumlaufs bildet das große Symbol für die geistig-seelische Eigenart des Volkes im Norden; der Lauf bewirkt die Erscheinung der sonnenhellen Mittsommernacht und die entgegengesetzte der sonnenarmen winterlichen Dunkelzeit (Mörketid) sowie die sehr unterschiedliche Tageslänge im Laufe des Jahres; sie bedingt, daß der Winter mit all seinen Begleiterscheinungen (Dunkelheit, Schnee, Kälte und Eis) und der Sommer mit seiner klar ausgebildeten, mindestens mitteleuropäischen Wucht großen Einfluß auf die geistige, seelische und charakterliche Eigenart des Volkes haben.

Am Äquator, beziehungsweise auf der Ekliptik, hat der Tag das ganze Jahr hindurch 12 Stunden Sonnenlicht und 12 Stunden Nacht. Am Nordpol besteht das Jahr theoretisch aus einer Sonnenzeit von sechs Monaten und einer Nacht von sechs Monaten, die sich an

den Tagundnachtgleichen ablösen. Zwischen diesen beiden Extremen liegt der gesamt-norwegische Raum, gestaltet sich das Leben des Volkes. Während im Süden Tag und Nacht noch sehr ähnlich wie in Norddeutschland sind, werden sie mit jedem Kilometer nach Norden zu arktischen Verhältnissen angenähert. Am Polarkreis herrscht das arktische Sonnenphänomen jeweils nur für einen Tag, dort gibt es also einen Tag ohne Nacht (längster Tag) und eine Nacht ohne Tag (kürzester Tag). Südlich dieser Linie ist es das ganze Jahr hindurch im Laufe von 24 Stunden einmal durchaus Nacht, dagegen bleibt die Sonne nördlich des Polarkreises im Winter für Tage, Wochen, Monate — je näher wir dem Pol kommen um so mehr — völlig unsichtbar. Bei Tromsø ist der 26. November der letzte Sonnentag; erst am 17. Januar kehrt die Sonne zurück. Entsprechend lange wie sie im Winter fehlt, verweilt sie im Sommer am Himmel. Wochenlang ist dann das Land dem Lichte ausgesetzt: in Tromsø vom 21. Mai bis 23. Juni und in Hammerfest sogar vom 17. Mai bis zum 28. Juni. Auf die Natur hat diese Erscheinung die Wirkung, daß sie von Süden nach Norden später erwacht, dann aber auch um so schneller zur vollen Entfaltung kommt: Fast ist es das stürmische Wachsen, das wir im Treibhaus künstlich hervorrufen können. Hier folgen sich Knospe, Blüte und Frucht in so schneller Folge, daß man auf der Tundra Finnmarkens alle drei Entwicklungsstadien im Laufe weniger Tage erleben kann. Dem entspricht im Herbst das jähe Abklingen allen Lebens. Im nördlichsten Winkel tritt es am frühesten ein, von dort aus nach Süden immer später, bis wir in Südnorwegen einen Periodenverlauf, eine Wachstumsperiode der Pflanzen, ähnlich wie in Ostpreußen feststellen können.

Es ist nun die Frage, ob der Mensch im Norden von solchen Naturkräften unbeeinflusst leben kann. Bei einer Beobachtung der Menschen in ihrem Alltag, in Äußerungen des Temperaments, des Lebensgefühls gewinnt man den Eindruck, daß auch sie den an der Vegetation feststellbaren Erscheinungen unterworfen sind. Jedenfalls weicht der Norweger in seinem Temperament vom rassisch verwandten Festlandsgermanen insofern ab, als seine Äußerungen stärkeren Schwankungen ausgesetzt sind; das Seelische treibt im Rhythmus des Jahresumlaufs den Extremen zu, weit mehr als wir es etwa beim Deutschen feststellen. Im großen gesehen ist es so: Wirkt der Deutsche im Vergleich mit dem Italiener unausgeglichen, scheint er im Ablauf eines Jahres größeren Schwankungen in seinen Stimmungen zu unterliegen als der Südländer, so macht er im Vergleich mit dem Norweger den Eindruck eines ausgeglicheneren, harmonischeren Menschen. Es fehlt hier der Raum, um dies an Beobachtungen des Alltags im einzelnen zu belegen. Im ganzen kann aber gesagt werden, daß der Norweger in seinem Wesen sprunghafter, abrupter und daher anscheinend konsequent ist. Mit anderen Worten: Er hat weniger Gleichgewicht als der Deutsche, wobei die Schwankungen seines Lebensgefühls ziemlich klar der Entwicklung der Tageslängen durch das Jahr folgen.

Der Norweger erwacht im Frühjahr, wenn noch der letzte Schnee liegt, plötzlich aus seiner winterlichen Apathie und treibt in eine kurze Sonnenfreude hinüber, die im Süden um die Osterzeit, im Norden später festzustellen ist. Nach einem kurzen Absinken steigt dann die Stimmung zu dem Höhepunkt des Jahres um die Johanniszeit, in der sie den Kräften des Panischen und des Orgiastischen näher kommt. Mit einem Schwebezustand bei langsamem Absinken gleitet die Stimmung in die Ruhe des kurzen Herbstes hinüber, die dann endgültig im November einem instinkthaften Vorsorgetrieb für den Winter Platz macht. Die darauffolgenden Wochen sind durch ein weiteres Absinken der Stimmung zum Tatlosen, Skeptisch-Pessimistischen gekennzeichnet, das in der Zeit des kürzesten Tages, also ungefähr um die Weihnachtszeit, durch eine jähe Steigerung des Lebensgefühls, die schnell wieder abstürzt, unterbrochen wird. Das Gefühl, daß nun die Tage länger werden, erzeugt einen schnell verwehenden Optimismus. Danach folgt aber die schwerste Zeit des Winters. Bei zunehmendem Licht drücken Schnee, Kälte und Sorge das Gefühl immer tiefer, bis es um die Osterzeit ganz kurz einmal neu aufleuchtet.

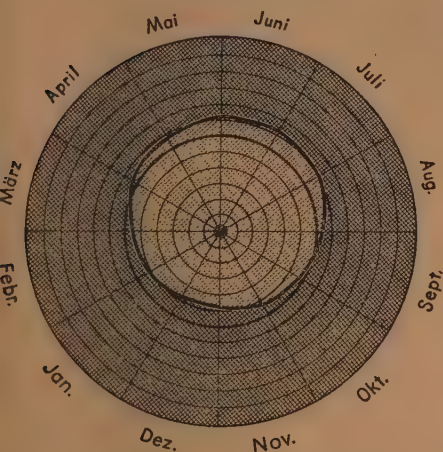
Diese Kurve der Stimmungen innerhalb der Jahreskurve weicht, wie jeder feststellen kann, von der im deutschen Volke geltenden ab. Es sind nicht große harmonische Stimmungen das Vorherrschende, sondern plötzliche Ausschläge des Lebensgefühls nach der lustbetonten Seite (Johanniszeit, Weihnachten und Ostern) und dazwischen liegende Aus-

schläge nach der Minusseite (Vorwinter und Spätwinter). Diese krisenbetonte Jahreskurve der Stimmungen wird in einwandfreier Weise bestätigt bei der Untersuchung der Konzeptionshäufigkeit in den einzelnen Provinzen des Landes.

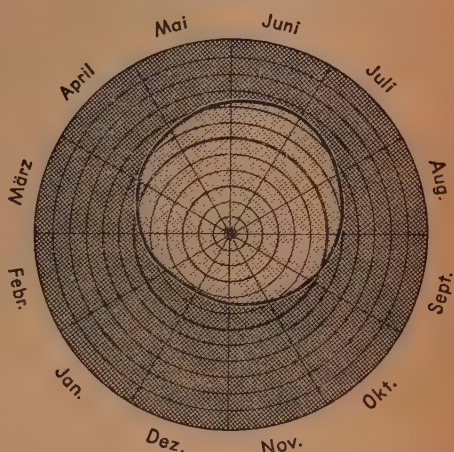
Diese recht abstrakt geschilderte Abweichung des nordischen Verhaltens von dem uns geläufigen läßt sich aber auch aus der Zergliederung großer Einstellungen und Verhaltensweisen mit letztlich metaphysischem Charakter ableiten. Dabei weisen wir noch einmal auf das Bild von der Anomalie der Tageslänge hin, für die wir einige graphische Darstellungen beifügen. Der Vergleich der Darstellungen ergibt als Gesamteindruck, daß in den Tropen der Mittelpunkt der Tagesfläche ungefähr mit dem Mittelpunkt des 12-Stundenkreises zusammenfällt. Je weiter nach Norden, um so mehr rückt der Mittelpunkt der

Tages - und Nachtlänge bei :

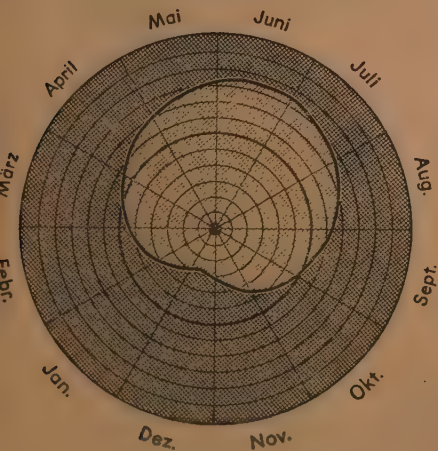
40° nördl. Breite



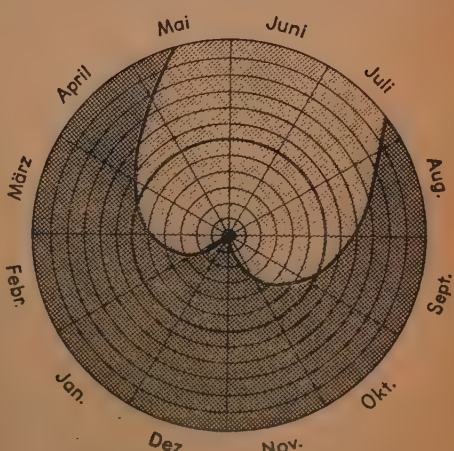
50° nördl. Breite



66



60° nördl. Breite



70° nördl. Breite

Tagesfläche von der Mitte des 24-Stundenkreises ab. Denkt man sich die Scheibe des Gesamtkreises um ihren Mittelpunkt rotierend, so bewegt sich die Tagesfläche von Süden nach Norden zunehmend exzentrischer durch das Jahr. Diese Zeichnungen sind Symbole für den Schwung des Lebensgefühles durch das Jahr. Auch hier gibt es tote Punkte neben solchen größter oder geringster Beschleunigung. Die Schwingkraft (man kann das Wort nehmen wie man will) ist weder in allen Breiten noch durch das ganze Jahr hindurch immer die gleiche; im Norden wechseln Zeiten größten Schwunges mit solchen geringen Schwunges unregelmäßiger miteinander ab als in Deutschland.

In Deutschland mag die Ellipse mit ihren zwei Polen das Symbol für alle Lebensvorgänge naturhafte und geistig-seelischer Art sein. Bei zunehmender Annäherung an das polare Gebiet schwindet der gewissermaßen elliptische Charakter, und an die Stelle der Ellipse tritt nun die Parabel, deren zweiter Brennpunkt ins Unendliche entwichen ist. Bei der Polarität im deutschen Leben stehen sich nicht zwei Endformen gegenüber wie auf dem Globus Nordpol und Südpol, vielmehr sind diese beiden Pole gewissermaßen als Brennpunkte einer Ellipse anzusehen. Jeder Vorgang des kulturellen Lebens und allen Lebens überhaupt hat Beziehungen zu beiden, steht dem einen sehr nahe und damit dem anderen sehr fern — oder er wird ausschließlich von dem einen Pol bestimmt, so daß der andere scheinbar wirkungslos ist bzw. als Minus, als hemmende, entgegenwirkende Kraft auftritt. Dann wird die Ellipse zur Parabel.

In einem gesundelebenden Volk abendländischer Prägung schwingen Tatbestände etwa um den Pol ‚Freiheit‘, aber sie gleiten allmählich hinüber in den Einflußbereich des zweiten Poles ‚Zwang‘. So fügen sich auch ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ zu einem weitgeschwungenen Bogen zusammen; das eine schließt das andere nicht aus, sondern ‚setzt‘ es. Nur wo Gehorsam ist, kann Freiheit sein, nur wo Weibliches in all seiner Tiefe lebendig ist, kann auch das Männliche seine Kraft und sein Schöpferium erlangen.

Skandinavien dagegen, das in seiner Natur die große Exzentrizität hat, weist zwar im Süden eine echte Ellipsenpolarität auf: in dem Übergang von der winterlichen Dunkelzeit über die Zeit der hellen Nächte weiter in die nächste Dunkelzeit. Aber da, wo das Tagesgestirn im Winter nicht mehr über den Horizont hinaussteigt und im Sommer für längere Zeit nicht mehr vom Firmament weicht, ist die Ellipse zur Parabel ausgeweitet. Mit anderen Worten: Skandinavien liegt am Rande der Landschaft mit der echten, bei unserer Rasse kulturschaffenden Polarität und reicht in Räume hinauf, in denen diese verwirrt und aufgehoben ist, wo nun auch seelische Zerrungen und gleichsam abnorme Zustände herrschen.

Wenn im kulturellen Leben einer der beiden Brennpunkte sich ins Unendliche verflüchtigt und damit eine der beiden polaren Kräfte ausfällt, treten im Leben wie in der Kultur Einseitigkeiten auf, es verengt oder verkrampft sich.

Sobald das Recht der Individualität bis zur letzten Konsequenz ausgebildet wird, löst sich die Gemeinschaft auf. Wenn in Norwegen an einem Wirtshaustisch einer von sechs Stühlen belegt ist, dann gilt der ganze Tisch als besetzt. Auch der größte Andrang gestattet keine Lockerung dieses Gesetzes — hier ist die Ellipse mit den beiden Brennpunkten ‚Individuum‘ und ‚Gemeinschaft‘ zur Parabel mit dem einzigen Brennpunkt ‚Individuum‘ geworden. Was unter diesen Umständen ‚Volksgemeinschaft‘ heißen soll oder kann, leuchtet bald ein; die Gegenwart gibt ein Beispiel dafür. Die germanisch-nordische Bewegung der nationalen Sammlung Vidkun Quislings wird von einem großen Teile des Volkes nicht anerkannt, aber dieser rückt nicht etwa zu geschlossener Abwehr zusammen. Vielmehr bleibt jeder für sich, er ist Neinsager, ist ‚dagegen‘. So lebt der größte Teil des Volkes in einer traurigen Vereinsamung. Der Einzelne denkt und grübelt, findet aber nicht den Weg zu Freunden und Geistesverwandten, weil er von Natur untätig und passiv ist.

Entsprechendes zeigt sich auch in der Jugenderziehung. Die Jugend ist frei. Das bedeutet hier: Es ist nicht richtig, sie zu lenken. Sie muß daher selbst ihre Erfahrungen sammeln. Der ausgleichende und helfende Einfluß der Eltern oder der Lehrer, damit aber auch die innere Bindung der Kinder an sie, ist ausgeschaltet. So können heute Norweger mit Erstaunen feststellen, daß deutsche Soldaten offen ihre Liebe und Verehrung zu ihrer Mutter zum Ausdruck bringen.

Wenn die gesunde Polarität in einem Volke gestört ist, können sinngemäß beide Extreme auftreten: die Entpolarisierung (Parabel) und die Überpolarisierung (Kreis), wobei das eine oft nur die Umkehrung des anderen ist. Aus dem einst kühnen Wikingervolk sind Begriff und Bewußtsein der Waffenehre verschwunden, das Kämpferische ist abgelöst worden vom Pazifismus eines politisch-neutralen Staates. Daher gilt der Soldat, der sich für

sein Vaterland schlägt, nicht allzuviel, ja, man ist schwach genug, ihn, so gut es geht, wegzudenken. Damit machten sich Volk und Staat anscheinend ganz frei, aber indem sie auf die eigene Wehr verzichteten, kamen sie als Unfreie unter den ‚Schutz‘, den das große England dem kleinen Norwegen angedeihen ließ.

Das ginge nur die Politik an, wenn solche Gedanken nicht auf Nachbargebiete überstrahlten. Aber die Entpolarisierung geht hier bis zur Absage an jeden Heroismus. Fällt jedoch das Soldatische, dann fällt auch das Ritterliche, und damit formt sich auch das Weibliche neu. Mit dieser Abkehr vom Elementar-Männlichen ergibt sich, daß die Frau in gewisser Weise unvollständig wird. Es fehlt ihr bei aller Schönheit, Gesundheit und Frische der Liebreiz, das Beglückende. Die letzte Schönheit erblüht nur, wenn auf der Gegenseite das Starke bestimmt. Im gefahrlosen Wagnis fremden Lebens schwinden die Spannungen, werden die Männer weibisch, zu ihnen gesellt sich das Weib als neutrale Arbeitskameradin, der man nachlässig und unhöflich begegnen kann. Entweder sie sinkt problemlos ins bloß Natürliche ab, oder sie wird, wie bei Ibsen, nichts anderes als eine Verknötung von Problemen.

Ist der Eros müde geworden, dann löst ihn der Amerikanismus ab. Man wagt nicht mehr, man weiß nicht mehr, daß für das Glück das Herz eingesetzt werden muß. So fehlt Norwegen in den wichtigsten Erscheinungen die naturgegebene Polarität der Liebe, fehlt dem Leben der Norweger Reichtum, Glanz und Tiefe. Schönheit und Gesundheit sind da; von ihnen aus könnte bei einer geistigen Erneuerung auch die natürliche Polarität im Volksleben wiederhergestellt werden.

Die extreme Verwirklichung der Entpolarisierung gibt besonders der Hauptstadt Oslo das für sie kennzeichnende Gepräge. In dieser Stadt, die einst unter den wärmenden Strahlen deutschen Geistes und zum Teil auch unter dem Leben deutschen Blutes groß geworden ist, herrscht heute der Amerikanismus. In Oslo zeigen sich die letzten Folgen dessen, was die arktischen Kräfte im Geist und Leben des Volkes bestimmen. Hierin sind alle zusammengezogen, die im angestammten Heimatraum fremd geworden sind und an denen sich die Entpolarisierung am stärksten verwirklicht hat. Nun gehen zwar intellektuelle, politische und wirtschaftliche Formkräfte von der Hauptstadt ins Land hinaus wie zu allen Zeiten; es fehlen aber die bildenden Kräfte des Herzens. Es fehlt das lebendige Bewußtsein, Lebensmitte und Herzkammer des ganzen Landes zu sein, und damit auch alles Wärmende und jegliche Begeisterung.

Die Überwindung des hauptstädtischen Geistes bedeutet zugleich die Wiederherstellung der urtümlichen germanischen Polarität, wie sie von der Nasjonal Samling zum guten Teil bei sich selbst schon verwirklicht ist. Inwieweit die Wiederherstellung der germanischen Ausgeglichenheit möglich sei, ist eine Frage, die von der Arktis aus gestellt werden muß. Ohne Zweifel liegt in der Ausprägung eines besonderen norwegischen Charakters im Laufe der letzten tausend Jahre eine naturgegebene Notwendigkeit, die nicht ganz aufgehoben werden kann; denn Individualismus und Amerikanismus sind nicht bloße Erscheinungen des Zeitgeistes, sondern Folge der Verschiebung im geistigen Gleichgewicht der norwegischen Germanen. Das ist an der Geistesgeschichte Norwegens von da an zu erkennen, wo ein Absetzen und damit Ablehnen und später Bekämpfen des deutschen Geistes begann.

Geistesgeschichtlich steht Norwegen im Kampf zwischen dem Geist der Vorzeit, dem Geist des nüchternen Pathos der Germanen und jener Störung des Gleichgewichts, die mit den Naturmerkmalen des arktischen Raumes zusammenhängt. Damit ist an die Zukunft erneut die Frage gestellt, wie sich die Kräfte des Landes und die Mächte des Blutes zusammenfinden.

So zeigt sich der Weg nach Norden, von dem wir eingangs sprachen, im Wechselspiel mit den Kräften der Arktis: Es ist das Schicksal des norwegischen Volkes, zwischen den Kräften von Nord und Süd eingespant zu sein. Bisher ist es in dem gewaltigen Raum noch nicht voll verwurzelt, -- verwurzelt, wie es trotz ihres Nomadendaseins die norwegischen Lappen sind. Dieser Wurzellosigkeit entspricht die Haltlosigkeit, mit der weite Kreise dem Amerikanismus gegenüberstehen, entspricht auch die geringe Geburtenfreudigkeit.

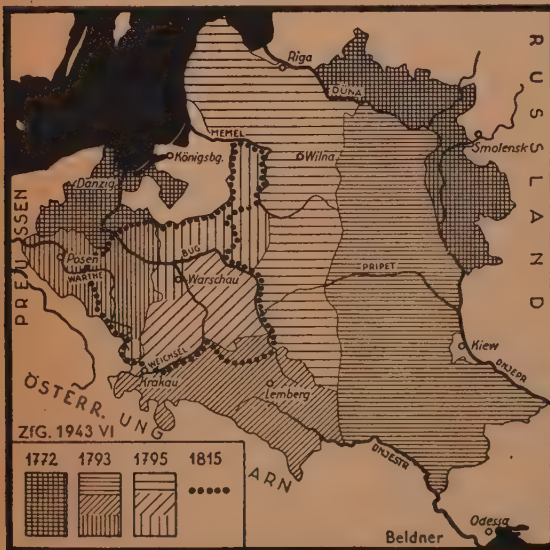
ADOLF DRESLER

Der polnisch-sowjetische Grenzstreit

Im Jahre 1939 bestärkten England und Frankreich Polen in seiner großenwahn sinnigen Herausforderung des Reiches durch Garantie- und Hilfeversprechungen so weit, daß es zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges kam. Im Jahre 1943 geriet die nach London geflüchtete polnische Emigrantenclique mit der ‚verbündeten‘ Sowjetunion in einen erbitterten Streit um die künftigen polnischen Ostgrenzen. In diesem Streite wurde sie sowohl von England als auch von den USA. auf das schmachlichste im Stich gelassen. Wenn diesem polnisch-sowjetischen Grenzstreit auch keine praktische Bedeutung zukommt, da sich das umstrittene Gebiet fest in der Hand der deutschen Verwaltung befindet, so ist er dennoch einer Betrachtung seiner Entstehung und Entwicklung wert.

Die polnische Ostgrenze 1919–1939

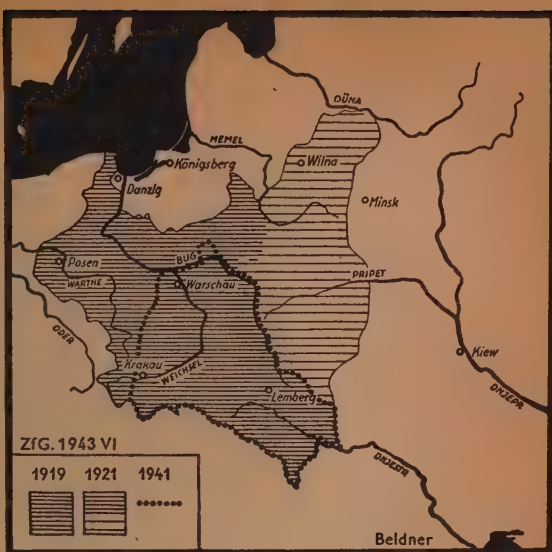
Als in Versailles auf Grund des Punktes 13 des am 8. 1. 1918 verkündeten ‚Friedensprogramms‘ Wilsons eine unabhängige polnische Republik errichtet wurde, zog sich die Festsetzung ihrer östlichen Grenzen erheblich in die Länge. Nach dem Sturze des Zaren hatte die provisorische Regierung Kerenski am 30. 3. 1917 in einem Aufruf an die ‚polnischen Brüder‘ die Errichtung eines unabhängigen, die Gebiete mit polnischer Bevölkerungsmehrheit umfassenden Polen versprochen. Inzwischen war aber die Regierung Kerenski von den Bolschewisten, die auf der Versailler Konferenz nicht vertreten waren, gestürzt worden. Die Polen betreffenden Fragen wurden einer Kommission unter Leitung des Franzosen Jules Cambon übertragen. Dieser Kommission schlug im Namen der Polen Dmowski am 29. 1. 1919 eine östliche Grenze vor, die teilweise der alten polnischen Ostgrenze vor der Teilung von 1772 entsprach, die aber die vorübergehend früher einmal Polen eingegliederten Gebiete von Minsk, Mohilew, Witebsk und die östlichen Teile von Wolhynien und Podolien sowie



Polnisch-russische Grenzen von 1772–1815

das Gouvernement von Kiew nicht mit einbezog. Im März setzte sich der italienische Delegierte Marquis della Torretta, der in Petersburg Botschafter gewesen war und der eine Russin zur Frau hatte, zweimal dafür ein, daß die Grenze der neuen polnischen Republik sich mit derjenigen des ehemaligen Kongreßpolen weitgehend decken solle, daß jedoch die Gebiete von Cholm und Suwalki nicht mit einbezogen werden sollten. Während nun die Sowjetunion in Paris nicht vertreten war, schalteten sich russische Emigranten ein, die sich in Paris in größerer Zahl niedergelassen hatten und die Unterstützung der Alliierten genossen. Damals waren die Alliierten noch bolschewistenfeindlich eingestellt, ja sie hofften sogar, den Bolschewismus mit Hilfe der Emigranten und ihrer weißen Ar-

meen stürzen zu können. Die Emigranten setzten Anfang April 1919 eine Note auf, die vom Fürsten Lwow, von Sasonow und Maklakow unterzeichnet und am 9. 4. an die Friedenskonferenz gesandt wurde. In ihr wurde heftig gegen die Abtretung ehemals russischen Gebietes protestiert und der Bug als Ostgrenze der polnischen Republik vorgeschlagen. Diesem Vorschlag schloß sich die von Cambon geleitete Kommission in ihrem Schlußbericht an, den sie am 22. 4. an den Obersten Rat der Alliierten sandte. Die Rücksicht auf die russischen Emigranten überwog, nach langem Hin und Her unterzeichnete Clémenceau am 8. 12. 1919 eine Erklärung, durch welche die von dem Cambon-Ausschuß vorgeschlagene Buglinie provisorisch anerkannt und Polen als Trost zugestanden wurde, daß „die Rechte, die es auf östlich der erwähnten Linie gelegene Gebiete geltend machen könne, ausdrücklich vorbehalten bleiben (sont expressément réservés)“.



Polnisch-sowjetische Grenzen von 1919—1941

Noch bevor aber diese Frage geklärt werden konnte, kam es zum Kriege zwischen Polen und der Sowjetunion. Die Polen erzielten zunächst einige Erfolge, sie drangen weit nach Osten vor und gaben sich bereits der Hoffnung hin, die Ukraine, die schon im Mittelalter einmal zu Polen gehört hatte, wiederzugewinnen. Nach kurzer Zeit aber gelang es der Roten Armee, die Polen vernichtend zu schlagen und sie bis vor Warschau zurückzutreiben. Die Gefahr, daß Polen völlig überrannt und daß die bolschewistische Revolution auch Mittel- und Westeuropa überrennen würde, war in greifbare Nähe gerückt. Die Franzosen entsandten eine Militärmission unter General Weygand zur Beratung der polnischen Heeresleitung. Gleichzeitig schickten die Westmächte eine Note an die Sowjetunion, worin der Abschluß eines Waffenstillstandes und als Waffenstillstandslinie die 1919 von den russischen Emigranten vorgeschlagene und von Clémenceau provisorisch anerkannte Buglinie angeboten wurde. Weil diese Note von dem englischen Außenminister Curzon unterzeichnet wurde, erhielt die Buglinie damals die Bezeichnung Curzon-Linie. Sie war zunächst noch nicht als endgültige Grenze, sondern als Waffenstillstandslinie gedacht und verlief, von der Disna ausgehend, an Minsk vorbei, östlich von Sluzk, westlich nach Kamenez-Podolsk an den Lauf des Zbrusz.

Inzwischen hatte sich das Kriegsglück abermals gewendet, vom 13.—17. 8. schlugen die Polen die rote Belagerungsarmee vor Warschau zurück und verfolgten sie weit nach Osten. Dieses sogenannte ‚Wunder an der Weichsel‘ gab dem Kriege eine entscheidende Wendung zugunsten Polens. Wohl vor allem aus Besorgnis vor inneren Schwierigkeiten sahen sich die Sowjets veranlaßt, am 18. 3. 1921 in Riga einen Frieden zu unterzeichnen, der Polen eine noch günstigere Ostgrenze als die ‚Curzon-Linie‘ zugestand. Sie entsprach im großen und ganzen der russisch-polnischen Grenze nach der zweiten Teilung Polens 1793. Immerhin beließ auch sie noch etwa 1½ Millionen Polen auf dem Gebiet der Sowjetunion. Die im Frieden von Riga gezogene Ostgrenze Polens ist bis zum Einmarsch der Roten Armee in die ostpolnischen Gebiete am 17. 9. 1939 in Geltung geblieben.

Die Besetzung der ostpolnischen Gebiete durch die Bolschewisten hatte eine Reihe von Maßnahmen zur Folge, die auf die Ausrottung der ansässigen oder aus Westpolen dorthin geflüchteten Polen, vor allem der Offiziere, abzielten. Nicht weniger als 1,8 Millionen Polen

wurden nach Osten abtransportiert und ‚verschwand‘, ohne daß über ihren Verbleib etwas in Erfahrung gebracht werden konnte. Vor allem richtete sich der bolschewistische Haß gegen die polnischen Offiziere. Unter den rund 181 000 Angehörigen des polnischen Heeres, die im September 1939 in die von der Roten Armee besetzten ostpolnischen Gebiete flüchteten, befanden sich etwa 10 000 Offiziere. Von ihnen wurden 4500 im Lager von Korzielsk bei Smolensk, 3920 in Starobjelsk bei Charkow und 6570 in Ostaschkow bei Kalinin untergebracht. Vom 5. 4. bis zum Mai 1940 wurden diese Gefangenen nach dem Walde von Katyn bei Smolensk gebracht und hier von jüdischen Kommissaren durch Genickschuß ‚erledigt‘ und in Massengräbern verscharrt, die im April 1943 aufgefunden wurden.

Der polnisch-sowjetische Streit um Ostgalizien

Wie um die ‚Curzon-Linie‘ ist der polnisch-sowjetische Streit auch um das außerhalb von ihr liegende Ostgalizien, d. h. den Distrikt Lemberg des Generalgouvernements, entbrannt. Der Anspruch der Sowjets auf den Distrikt Lemberg stützt sich darauf, daß seine Bevölkerung überwiegend aus Ukrainern besteht. Mit diesem Anspruch warfen die Sowjets eine Frage auf, die als solche bisher nicht bestanden hatte. Bei der ersten Teilung Polens im Jahre 1772 war der Distrikt Lemberg an Österreich gefallen, zu Rußland hat er niemals gehört. Als sich 1917 infolge des bolschewistischen Umsturzes unter dem Hetman Petljura in der Ukraine eine nationale Unabhängigkeitsbewegung bildete, erhob diese keinerlei Anspruch auf Ostgalizien. Petljura schloß im Gegenteil nach dem im November 1918 erfolgten Abmarsch der deutschen Besatzungstruppen mit der eben errichteten polnischen Republik einen Vertrag, in dem er gegen die Zusicherung militärischer Hilfe von Polen zur Verteidigung der Unabhängigkeit der Ukraine für alle Zeiten für sich und seine Nachfolger auf Ostgalizien ausdrücklich verzichtete. Im polnisch-sowjetischen Kriege gelangten die Polen zwar bis Kiew. Aber die Rote Armee eroberte die Ukraine zurück und ersetzte die nationale Petljura-Regierung durch eine Sowjetukraine. Der Rigaer Friedensvertrag vom 18. 3. 1921 wurde von der Sowjetukraine mit unterzeichnet und auch in ukrainischer Sprache abgefaßt. Bis zum Einmarsch der Roten Armee in Ostpolen im September 1939 haben aber weder die Sowjetunion noch die Sowjetukraine Anspruch auf den Distrikt Lemberg erhoben. Allerdings wurde in den Grenzgebieten eine lebhaft kommunistische Propaganda zugunsten der roten Revolution betrieben. Von Ende September 1939 bis zum Einmarsch der deutschen Truppen im Juni 1941 ist dann Ostgalizien der Sowjetunion angegliedert gewesen.

Der gegenwärtige polnisch-sowjetische Streit

Die Besetzung Ostpolens durch die Rote Armee hatte zur Folge, daß zwischen der nach London geflüchteten Emigrantenclique des Generals Sikorski und dem Kreml eine Art Kriegszustand eintrat, in dem die Sympathien Englands und Frankreichs auf polnischer Seite waren. Dieser Zustand änderte sich jedoch grundlegend, als der Führer am 22. 6. 1941 zur Abwehr der bolschewistischen Bedrohung Europas den Befehl zum Einmarsch in die Sowjetunion gab und diese dadurch ebenfalls zu einem ‚Verbündeten‘ Englands wurde. Sogleich bemühte sich England heftig, zwischen den beiden verfeindeten ‚Verbündeten‘ Frieden zu stiften, mit dem Erfolg, daß am 30. 7. 1941 zwischen Sikorski und Moskau ein Vertrag zustande kam, in dem die Sowjets ihren am 23. 9. 1939 mit Deutschland geschlossenen Vertrag über die Aufteilung Polens widerriefen. Schon bald aber erfuhren die durch diesen Vertrag wiederhergestellten Beziehungen zwischen Sikorski und Stalin mehrfache Trübungen. Die polnischen Emigranten begannen sich nämlich für das Schicksal der 1,8 Millionen nach der Sowjetunion verschleppten Polen zu interessieren und unternahmen Schritte, um etwas über ihren Verbleib zu erfahren. Die Sowjets erklärten zunächst, nichts zu wissen, im übrigen aber beriefen sie sich darauf, daß durch die Besetzung der ostpolnischen Gebiete die in ihnen ansässigen Polen Sowjetbürger geworden seien. Gleichwohl erreichten die Polen, daß im Sommer 1942 eine polnisch-sowjetische Kommission gebildet wurde, die nach dem Verbleib der vermißten Polen forschen sollte. Bis Ende 1942 gelang es, den Verbleib von 320 000 Menschen festzustellen, von denen etwa 60 000 nach dem Nahen Osten übergeführt und in die

englische Orientarmee eingereiht worden waren. Bezeichnend für das schon damals gespannte Verhältnis zwischen der Sowjetunion und Polen war es, daß die Sowjets diese 60000 Polen nicht in die Sowjetarmee einreiheten und sie auch nicht an ihrer Westfront gegen die Deutschen zum Einsatz brachten. Über den Verbleib der übrigen nahezu eineinhalb Millionen Verschleppten konnten die Sowjets angeblich keine Auskunft geben.

Im Januar 1943 wurde die Spannung dadurch verschärft, daß die Sowjetregierung am 16. 1. 1943 der polnischen Regierung in einer Note mitteilte, sie werde künftig alle auf ihrem Boden befindlichen polnischen Staatsbürger als Sowjetbürger ansehen. Unter diesen noch in der Sowjetunion lebenden Polen waren vor allem die Angehörigen derjenigen Polen, denen seinerzeit zur Bildung polnischer Truppenteile im Nahen Osten die Ausreisegenehmigung aus der Sowjetunion erteilt worden war. Mitte März 1943 ließ die Sowjetunion ein Ausreiseverbot für Polen aus der Sowjetunion folgen. Einen Höhepunkt erreichte die Spannung aber durch die Aufdeckung der Massengräber von polnischen Offizieren im Walde von Katyn.

Die Aufdeckung dieses mitten im Frieden entgegen jedem Völkerrecht an polnischen Kriegsgefangenen von den Sowjets begangenen grauenhaften Verbrechens hat in der Weltöffentlichkeit großes Aufsehen erregt. Vor allem aber sah sich die mit der Sowjetunion 'verbündete' Emigrantenclique Sikorski, die bisher vergeblich eine Antwort auf ihre Anfrage nach dem Verbleib der vermißten Kriegsgefangenen erwartet hatte, veranlaßt, am 18. 4. 1943 durch den Generalleutnant Kukiel eine Erklärung zu veröffentlichen, in der das spurlose Verschwinden von 8300 kriegsgefangenen polnischen Offizieren und weiteren 7000 Militär- und Zivilpersonen festgestellt und die Anrufung des Internationalen Roten Kreuzes zur Entsendung einer Delegation zwecks Untersuchung der Massengräber von Katyn mitgeteilt wurde.

Der Abbruch der Beziehungen

Diese Erklärung Sikorskis beantwortete die Moskauer offizielle 'Prawda' am 19. 4. 1943 mit einem scharfen Artikel, in dem die polnischen Emigranten wegen der Anrufung des Roten Kreuzes auf das heftigste getadelt wurden. Am 21. 4. wurde dieser Artikel durch die amtliche Nachrichtenagentur TASS ausdrücklich als die Stellungnahme der führenden sowjetischen Kreise bestätigt. Nicht genug damit: Am 25. 4. übergab der Außenkommissar der Sowjetunion, Molotow, dem polnischen Vertreter in Moskau, Romer, eine Note, in der das Verhalten Sikorskis als 'verletzend' bezeichnet, ihm 'Treubruch' und die ungerechtfertigte Beanspruchung der Sowjetukraine, Weißrußlands und Litauens vorgeworfen und der Beschluß des Abbruchs der Beziehungen mitgeteilt wurde.

England und die USA. lassen Sikorski fallen

Man sollte meinen, daß England sich in dem polnisch-sowjetischen Streit Sikorskis angenommen hätte. Das hätte man um so mehr erwarten dürfen, als England ja im Frühjahr 1939 Polen ein Garantieverprechen gegeben und Churchill mit Roosevelt in der berühmten 'Atlantik-Charta' auch den 'Schutz der kleinen Nationen' verkündet hatte. Wie aber sieht der englische Schutz der kleinen Nationen in Wirklichkeit aus? Obwohl der englische Außenminister Eden Polen einmal als Englands 'liebsten Verbündeten' und 'seinem Herzen am nächsten stehend' bezeichnet hat, läßt er heute die polnischen Emigranten in ihrem Streit mit der Sowjetunion im Stich. Gemäß der Erklärung der maßgebenden Männer Englands, daß der Sowjetunion bei ihrer Festlegung ihrer Grenzen in Europa keinerlei Beschränkungen auferlegt werden dürfen, stellt sich England heute ganz auf die Seite Moskaus.

Schon seit Monaten hat die englische Presse die polnischen Emigranten als Urheber des Streites mit der Sowjetunion wegen der ehemals ostpolnischen Gebiete auf das heftigste getadelt. Nach dem Abbruch der polnisch-sowjetischen Beziehungen verlangt sie sogar offenen Rücktritt Sikorskis. Nicht ein einziges Blatt der englischen Presse hat sich während des polnisch-sowjetischen Streits für Sikorski und seine Leute eingesetzt.

Aber auch die USA. ließen Sikorski im Stich. Trotz der wiederholten Besuche, die Sikorski Roosevelt in Washington abgestattet hat, ergriff auch dieser Partei für die Sowjets. Die Haltung der Regierung wird von der öffentlichen Meinung durchaus gebilligt. So sagte z. B.

der Geschichtsprofessor Green Usher März 1943 in einem Vortrag, man müsse den Sowjets in Europa völlig freie Hand lassen; Amerika könne niemals für ‚gewisse polnische Kreise‘ in die Bresche springen. Mit deutlicher Anspielung auf Sikorski äußerte der frühere USA.-Botschafter in Paris, Bullitt: „Wenn andere sich nicht in der Richtung bewegen wollen, die wir wünschen, gibt es nur eine Möglichkeit . . . : die alte Methode, mit der man einen Esel zum Laufen bringt, indem man ihm eine Mohrrübe vor die Nase und einen Knüppel hinter den Schwanz hält und ihm klarmacht, daß er das eine oder das andere haben kann.“ Am 19. 3. schrieben die ‚New York Times‘, daß die USA. ebenso daran interessiert seien, das Vertrauen der Sowjetunion zu gewinnen, wie England selbst. „Es ist klar“, heißt es wörtlich, „daß der Sowjetunion das gleiche Recht zugestanden werden muß, das die Engländer und Amerikaner für sich in Anspruch nehmen: die Bedingungen selbst zu beurteilen, die Moskau für die Sicherung seiner Grenzen als notwendig erachtet.“ Aus all dem ist zu ersehen, daß die polnische Emigrantenclique um Sikorski von ihren ‚Verbündeten‘ England und USA. fallengelassen wird. England hat Polen 1939 zum Krieg gegen Deutschland durch sein Garantieverprechen aufgestachelt, hat es im Kampf sich selbst überlassen; ebenso ist es heute gewillt, die polnischen Emigranten rücksichtslos den imperialistischen bolschewistischen Interessen zu opfern. So zeigt sich wieder einmal aufs deutlichste, daß England die kleinen Völker nur als Kanonenfutter gebraucht, daß es sie aber sofort zu opfern bereit ist, wenn es selbst auch nur die geringste Gegenleistung bringen müßte. Die erste Folge der Haltung Englands und der USA. war die Abreise des polnischen Beauftragten Romer aus Moskau am 30. 4. und die gleichzeitige Zurücknahme der Anrufung des Roten Kreuzes wegen einer Untersuchung der Gräber von Katyn durch Sikorski. Damit aber gaben sich England und Moskau nicht zufrieden, sondern beide verlangten den Rücktritt Sikorskis.

HANS F. ZECK

Rußland und das Mittelmeer

Von welcher Seite man auch das Geschehen im russischen Raume betrachten mag, die motorischen Kräfte sind stets von außen her gekommen. Das gilt ebenso für den ersten europaabgewandten wie den zweiten europazugewandten Abschnitt der russischen Geschichte. Im ersten hat eine hauchdünne, von schwedischen Wikingern gestellte Oberschicht (Waräger) die politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und sonstigen Lebensordnungen bestimmt. Aus warägischem Geschlechte stammten jene landsammelnden Großfürsten in Moskau, die als Träger und Gestalter russischer Geschichte vom 9. bis tief ins 17. Jahrhundert galten. Den Wendepunkt zum zweiten Abschnitt bedeutet Peter I. (1682—1725), der väterlicherseits einer der alten nordisch beeinflussten Bojarenfamilien entstammte und mütterlicherseits Nachfahre aus Ruriks Geschlecht war. Das germanische Erbe kam in ihm zur Geltung, aber es war längst nicht mehr ungebrochen; vielfältiges Durchkreuzen hat jene für Peter I. so typischen Spannungen hervorgerufen, die ihn zwischen nordischer Willenskraft und orientalischem Fatalismus, krankhaftem Minderwertigkeitskomplex und krankhaften Überwertigkeitsgefühlen hin und her gerissen haben. Die weltgeschichtliche Bedeutung dieser so unausgebalancierten Persönlichkeit liegt in dem Umstande, daß sie das Gesicht Rußlands gewaltsam dem Westen zugekehrt hat. Triebkraft war die Sehnsucht, Herr über ein Reich zu sein, das an Gewicht und Eigenart sich mit jeder Großmacht Europas messen könne. Ziel war ein ‚europäisches‘ Reich, das überall bestimmend in das politische Geschehen der Welt eingreifen könne.

Das russische Volk war für diese Zielsetzungen nur ein Rohstoff. Es mußte die biologische Lebensfülle und den Reichtum seines Lebensraumes hergeben, damit der Wille des Herrschers erfüllt wurde. Es hatte weder inneren Anteil am Ziel noch an den möglichen Erfolgen und war einzig und allein Opfer. Nur in einem Punkte deckten sich die imperialistischen Ziele des Herrschers mit apathischem Lebensgefühl der Massen: Konstantinopel sollte russisch

sein. Dem Zaren aber bedeutete Konstantinopel Weg nach Europa, Weg in die Welt; den Massen war es religiöse Sehnsucht. Waren die motorischen Kräfte der Sehnsucht auch verschieden, so deckte sich doch die Wirkung, und das gab dem russischen Drängen ein besonderes Gewicht. Die religiös-triebhabte Sehnsucht der Massen erschöpft sich in der Vorstellung, das Andreaskreuz auf der Hagia Sophia zu wissen; der Imperialismus aber will politische Herrschaft im Mittelmeerraum, also in Europa, ausüben.

*

Die in Peter I. gesetzte Hinwendung der Zaren und der Oberschicht findet in den folgenden Regenten Fortsetzung und Krönung. Das ist kein Zufall; denn Regenten wie Oberschicht entstammten nach blutmäßiger Herkunft wie Ursprung ihres Lebensgefühles ja Europa. Bewußt oder unbewußt fühlten sie sich dort verwurzelt, so sehr sie auch Vorstellungen ihrer Umwelt annahmen und nach Methoden arbeiteten, die uneuropäisch waren. Erst in ihren Nachfahren nahmen sie fremdes Blut in ihr Geschlecht auf. Es ist darum kein Zufall, daß eine Katharina II. (1762—1796) die ‚europäischste‘ aller Regenten gewesen ist und daß gerade an ihren Namen ein Höhepunkt imperialistischer Politik Rußlands gebunden ist. Und erst recht ist es kein Zufall, daß gerade sie mit besonderer Zielstrebigkeit ins Mittelmeer zu kommen suchte; denn sie verfolgte dabei ja nur die Linie des geringsten Widerstands.

Was Peter I. gewollt, aber nicht erreicht hatte, griff sie auf. Gestützt auf die 1667 als autonome Provinz eingegliederte Ukraine, drängte sie ans Schwarze Meer. Über Asow wurde ein Zugang gegen türkischen Widerstand erzwungen und Sewastopol zu einer bedeutenden Seefestung ausgebaut (1784). Auf sie gestützt, wurden die Ränder des Schwarzen Meeres Schritt um Schritt russisch gemacht (Gründung Odessas 1794) und so der Landweg nach Konstantinopel und ins Mittelmeer bereitet. Was Katharina dort wollte, hat ihr Testament dokumentarisch festgehalten. Hinter russischem ‚Verzicht‘ auf jeden Landzuwachs aus türkischem Besitz sollte ein griechisch-orientalisches Reich, ein neues Oströmisches Reich mit Konstantinopel als Zentrum, entstehen. Als Herrscher sollte dort eine Sekundogenitur ihrer Familie regieren. Ihren nachgeborenen Enkel ließ sie Konstantin, den Erstgeborenen Alexander taufen! Der kommende Zar sollte an den großen Alexander der Antike erinnert werden, den zweiten Enkel bestimmte sie für den Thron des wiedererstandenen Byzanz.

Unter Anrufung einer großen Vergangenheit rief sie die Griechen zum Aufstand. Ganz Europa erlag der Vorstellung: Antikes Hellenentum gleich neugriechisches Volk, und klatschte Beifall. Selbst ein Voltaire war von Kreuzzugsstimmungen gepackt. England stellte der russischen Ostseeflotte seemännisches Personal. 1768 landete diese Flotte russische Truppen in der Nähe des antiken Sparta und vernichtete 1770 in der Nähe Smyrnas die türkische Flotte. Der erste griechische Aufstand wurde in Strömen von Blut erstickt. Als 1774 der Friede von Kütschük-Kainardscha geschlossen wurde, ernteten die Griechen einige Privilegien (Amnestie, Religionsfreiheit, Freizügigkeit), die auf dem Papier stehenblieben. 1788 gelang es Katharina, einen neuen griechischen Aufstand zu entfachen. Wieder fochten einige tausend Griechen verzweifelt, aber wieder ließ Rußland sie im Stich (Friede von Jassy 1792). Als ‚Entschädigung‘ wurde ihnen das Privileg gegeben, unter russischer Flagge frei fahren zu dürfen. Dies ‚Privileg‘ war praktisch nichts anderes als das Auftauchen der russischen Flagge im Mittelmeer. Genau 30 Jahre sind die Griechen als Kündler russischer Macht im Mittelmeer gefahren und haben dabei zugleich ihren Levantehandel aufgebaut.

Aus solchen Zusammenhängen könnte man fast den Schluß ziehen, Katharina II. sei ur-russischen Zielen erlegen und habe nur zu verwirklichen gesucht, was die Massen erträumten. Tatsächlich aber steckt hinter Katharinas Politik weit mehr. Der Konstantinopler Plan war nur geschickte Verquickung imperialistischer Ziele der Oberschicht und mystischer Sehnsüchte der Massenseele, also Tarnung. Was ihr als wirkliches Fernziel vorschwebte, lassen andere Vorgänge mit jeder wünschenswerten Deutlichkeit erkennen. Hinter der ‚Hilfe‘ für das Griechenvolk verbarg sich der imperialistische Drang ins Mittelmeer.

Als England arg bedrängt war — Unabhängigkeitskrieg der USA. 1779—1783, Freiheitskampf der Spanier und ‚Große Belagerung‘ Gibraltar 1779—1783, Kampf gegen Frankreich —, bot

sie den Briten ihr Bündnis an und forderte als Gegenleistung die zwar britisch besetzte, aber in vollem Aufruhr befindliche Insel Menorka (1782). Ihre Ziele waren noch weiter gesteckt; denn sie erstrebte in ebendieser Zeit auch den Erwerb Korsikas. Katharina wollte also nicht weniger, als russische Macht im östlichen wie westlichen Becken des Mittelmeers heimisch machen. Im Osten zerschlugen sich die Pläne, weil Friedrich der Große und Kaiser Josef die Aufteilung der Türkei verhüteten, im Westen scheiterten sie am englischen Widerstande. Wäre Port Mahon nicht der weitaus beste Naturhafen im ganzen westlichen Mittelmeer und darum für die damals ausgekämpfte Auseinandersetzung mit Frankreich so ungemein wichtig gewesen, wer weiß, ob England nicht doch nachgegeben hätte.

*

Katharinas Sohn, Paul I. (1796—1801), war sicherlich dekadent, aber ebenso sicher hat er die Politik der Mutter in seiner Weise fortgeführt. 1797 ließ er sich zum Hochmeister des Johanniterordens machen und übte in dieser Eigenschaft Rechte über Malta aus. Diese nur persönlichen Rechte in eine russisch-staatliche Souveränität umzuwandeln, verhinderte Napoleon I., als er 1798 auf der Fahrt nach Ägypten Malta besetzte, um es sofort an die Engländer zu verlieren. So verbißsen hat Napoleon um die Rückgewinnung Malτας gerungen, daß er dem englischen Gesandten Withworth erklärte: „Ich will euch Briten lieber auf dem Montmartre als auf Malta sehen.“ 1799 hat Napoleon Malta offiziell an Rußland abgetreten. Weil England jedoch die Herausgabe verweigerte, antwortete Paul I. mit einem russisch-französischen Bündnis und befahl, ein Kosakenheer auszurüsten, um England in Indien zu bedrohen. Um ebendiese Zeit standen die französischen Truppen unter Kleber noch in voller militärischer Kraft auf ägyptischem Boden. Bei Paul I. kündigte sich also schon jener russische Vormarsch durch Zentralasien an, der ein Menschenalter später tatsächlich angetreten wurde und Rußland bis Afghanistan geführt hat.

Malta hat Paul I. nicht bekommen. Daß er das Malteserkreuz ins Staatswappen aufnahm und befahl, die Leibgarde solle es auf den Kürassen tragen, scheint bei Beachtung aller Umstände doch weit mehr zu bedeuten als ‚exaltierte Maltaromantik‘ (K. Stählin). Es verbirgt sich dahinter der Wille, Rußland im Mittelmeer zur Geltung zu bringen. Vielleicht hat Paul selber das nicht völlig begriffen, aber es war praktisch Fortsetzung des von seiner Mutter begonnenen Kurses. Darauf deutet auch die Besetzung der Ionischen Inseln (1798), die unter russischem Protektorat eine gewisse Selbständigkeit bekamen, und der Einsatz Suworows in Oberitalien (1798). Rußland wollte sich in die gesamteuropäische Politik als entscheidender Faktor einschalten und insbesondere Einfluß im Mittelmeerraum sich verschaffen.

Auch Pauls Sohn, Alexander I. (1801—1825), hat die Politik seiner Großmutter fortgesetzt. Typisch ist sein Gegensatz zu Napoleon I., der als Herr Frankreichs, Italiens und Dalmatiens nach Konstantinopel strebte, um eine Landbrücke vom Atlantik bis zum Euphrat aufzubauen. Als beide sich in Tilsit (1807) besprachen, verweigerte Alexander jede Konzession, denn „Konstantinopel bedeutet die Weltherrschaft“. Gegen Napoleons Weltherrschaftspläne setzte Alexander I. die eigenen ererbten Ansprüche auf ein byzantinisches Großreich. Alexander I. hat auf dem Wiener Kongreß vergeblich versucht, die Ionischen Inseln zu einem souveränen griechischen Staat zu machen, von dem aus die Befreiung Griechenlands betrieben werden sollte. England durchschaute die egoistischen Hintergründe dieser Fürsorge für Griechenland und verhinderte jede getarnte Festsetzung Rußlands im Mittelmeerraum.

Alexanders Bruder, Nikolaus I. (1825—1855), hat, zielbewußt hinter panslawischer Gemeinschaft versteckt, Rußland auf dem Balkan vorwärtszubringen versucht. 1829 stand er sogar mit Waffenmacht vor den Toren Konstantinopels, wich aber vor England zurück. Damals wurden die Donaufürstentümer und Serbien russische Vasallenstaaten, d. h. Rußland schob sich auf dem Landwege näher an Konstantinopel und Mittelmeer heran. Damals mußte die Türkei sich bereit erklären, den Bosphorus allen russischen Schiffen zu öffnen, aber den Schiffen jeder anderen Macht die Durchfahrt zu sperren. Damit war Rußland praktisch Herr der Dardanellen. [Damals wurde auch Griechenland selbständig, aber nicht im Schatten Rußlands, sondern Englands, das die philhellenische Begeisterung mancher Briten ebenso

massiv zur Schau trug wie politisch und sonstwie (Raub antiker Kunstschatze!) ausnutzte.] Im alleinigen Besitz der Dardanellendurchfahrt stand die russische Mittelmeerpolitik auf dem Höhepunkt ihrer Erfolge; aber Rußland war keineswegs zufrieden und wandte alle Aktivität der mittelasiatischen Front zu, wo 1839 ein dramatischer englisch-russischer Kampf um Afghanistan einsetzte, der wieder Rückwirkungen auf die Mittelmeerpolitik hatte. Die Erfolge seines Vormarsches auf Indien reizten zu erneutem Versuch, die Türkei aufzuteilen, um auf breiter Front ans Mittelmeer zu kommen, das England um diese Zeit längst als seine Domäne betrachtete. 1853 brach jener russisch-türkische Krieg aus, der durch Einmischung Englands und Frankreichs sich zum Krimkrieg erweiterte. Als 1856 der Pariser Friede geschlossen wurde, war Rußland zurückgedrängt.

Alexander II. (1855—1881) griff aber die Politik seines Vaters auf. Er schob sich ebenso wieder in Mittelasien vor wie im Mittelmeerraum. 1878 standen russische Truppen abermals auf dem Balkan und vor den Toren Konstantinopels. Wieder drohte England, und wieder wich Rußland zurück. Statt das eigene Versagen für den Mißerfolg verantwortlich zu machen, schob die russische Führungsschicht alle Schuld auf Deutschland, dessen Führer, Bismarck, nur als „ehrlicher Makler“ zwischen den Großmächten zu vermitteln suchte. Hier liegt eine der wesentlichen Wurzeln der immer deutlicher werdenden antideutschen Einstellung der russischen Oberschicht, die sich schließlich zum Werkzeug britischer Einkreisungspolitik hat machen lassen. Die russische Mittelmeerpolitik mündete in die Weltpolitik.

Im ersten Weltkrieg versprach England der russischen Führung bedeutende Positionen im Mittelmeerraum: Die Dardanellen sollten russisch werden — aber Imbros und Lemnos, also die Kontrollposten vor der Dardanelleneinfahrt, sollte England bekommen! —, in Kleinasien bedeutsame türkische Gebiete in russischen Besitz übergehen und Palästina unter gemeinsame englisch-französisch-russische Verwaltung gestellt werden. England brauchte seine Versprechungen nicht einzulösen, weil Rußland 1917 zusammenbrach.

*

Der geschichtliche Sinn dieser Revolution war, daß dem politisch unschöpferischen und darum führungsbedürftigen Menschentum im russischen Raum die alte Führungsschicht vollkommen genommen wurde und daß in dieses Vakuum die jüdisch-bolschewistische sich als neue Führungsschicht eindrängte. Wieder wurden alle Möglichkeiten, die Menschenfülle und Raumschätze, aktiviert, diesmal für die Zwecke des Bolschewismus, d. h. die Weltrevolution. Mit einer Zielstrebigkeit und einer Brutalität ohne Beispiel wurde Macht aufgebaut. Weil diese Macht um der Weltrevolution willen geschaffen war, mußte folgerichtig nach Möglichkeiten gesucht werden, die aufgestaute Macht in der Welt zum Einsatz zu bringen. Wieder wurde das Mittelmeer eine der Stoßrichtungen.

In den sozial so spannungsreichen Staaten Bulgarien und Griechenland lebte die bolschewistische Agitation zuerst und am stärksten auf. Zum Zuge kam aber der Bolschewismus zuerst in Spanien, dem schon Lenin prophezeit hatte, es werde nach Rußland der nächste Rätestaat sein. Im Frühjahr 1939 war der Anlauf endgültig gescheitert. England, das ein Jahrhundert hindurch jeden Versuch der Zaren, ins Mittelmeer zu kommen, vereitelte, hat den bolschewistischen Versuch in Spanien nicht nur geduldet, sondern offen unterstützt, weil es in völliger Verkenntung des Bolschewismus glaubte, ihn als Schrittmacher der eigenen Pläne benutzen und ein nationales Erstarken Spaniens verhindern zu können. Nach Fehlschlägen an allen Fronten hat England auch den bolschewistischen Putsch in Serbien (1940) unterstützt. Wieder zertrat Deutschland die bolschewistische Gefahr für das Mittelmeer. Seit Januar 1943 bemüht England sich besonders eifrig, die Türkei von der Harmlosigkeit der Bolschewisten zu überzeugen, um Öffnung der Dardanellen zu erreichen. Churchill hat sich höchstpersönlich eingesetzt, bisher ohne Erfolg. Solange die Türkei ihre Neutralität achtet, steht die Isolierschicht, die das Eindringen des raumfressenden Rußland ins Mittelmeer verhindert. Damit ist das Problem Rußland—Mittelmeer nicht gelöst. Erst der deutsche Kampf im Osten, der so viele ungelöst durch die Jahrhunderte geschleppten Probleme lösen wird, wird in weitem Umfange auch über die Zukunft des Mittelmeerraumes mitentscheiden.

Die ausländischen Konzessionen in China

Die Fremdensiedlungen in China — ‚geöffnete‘ Häfen, nationale Konzessionen und internationale Niederlassungen — gehören zu den merkwürdigsten politischen Gebilden der neueren Zeit. Ihre Eigenheiten und die Einflüsse, die von ihnen auf China ausgingen, lassen es angebracht erscheinen, sie einmal nicht vom rein politisch-historischen Blickwinkel aus, sondern unter Berücksichtigung geopolitischer Gesichtspunkte zu betrachten.

Die Konzessionen stellen einen der geschicktesten Expansions- und Invasionsversuche des westlichen — vor allem des englischen — Imperialismus dar. Falls jedoch nicht alle Anzeichen trügen, wird diese Art der politischen Einflußnahme im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts in kurzer Zeit der Vergangenheit angehören, wenn auch in handels-, kultur- und bevölkerungspolitischer Hinsicht Nachwirkungen zweifellos geraume Zeit zu spüren sein werden. Der tiefliegende Einfluß, den die Konzessionen in jeder Beziehung ausgeübt haben, wird verständlich, wenn man die näheren Umstände ihrer Entstehung und die Art und Weise ihrer Entwicklung betrachtet. Zunächst bedeutete die Errichtung von Fremdenniederlassungen, die gleichbedeutend war mit der ersten Zulassung von Ausländern in China überhaupt, die gewaltsame Aufpfropfung fremder, nichtbodenständiger Kultur- und Geisteselemente, deren Selbständigkeit dadurch betont wurde, daß ihre Träger exterritorial — d. h. den Landesgesetzen nicht unterworfen — waren. Auf den ersten Blick erscheint es schwierig einzusehen, daß dieses Eindringen westlichen Gedankenguts in begrenzte Bezirke bei der riesigen Größe des Landes bedeutende Auswirkungen gehabt haben soll. Betrachtet man jedoch die innere und äußere Lage Chinas zur Zeit seiner Öffnung und bis in die Gegenwart, so kommt man zu einem anderen Resultat.

*

China hatte es verstanden, sich nach außen, vor allem nach Europa hin, völlig abzuschließen. Nur mit den sogenannten Kohong-Kaufleuten in Kanton war den Fremden offiziell der Handelsverkehr gestattet. Der Opiumkrieg riß es gewaltsam aus seiner Isolation. Im Frieden von Nanking 1842 wurde es gezwungen, dem Fremdhandel fünf Häfen — Kanton, Amoy, Futschow, Ningpo und Schanghai — zu öffnen und Hongkong „auf ewige Zeit“ an England abzutreten. Diese ‚geöffneten Plätze‘ stellen die erste Entwicklungsstufe der Niederlassungsmöglichkeiten für Ausländer in China dar. Sie dienten als Umschlagplätze für den Handel, und in ihnen war fremden Kaufleuten dauernder Aufenthalt gestattet. Ihre Zahl vermehrte sich sehr rasch: 1843 waren es nur 5, 1860 (also nach dem Frieden von Peking) 16, 1899 schon 32, 1913 48 und 1930 sogar 80. Sie umfaßten schließlich alle bedeutenden Städte die Küste entlang bis in die Mandschurei, den Yangtsekiang hinauf und sogar im Landesinnern.

Die zweite Stufe bilden die eigentlichen Konzessionen, die in gewissen Städten (Kanton, Hankau, Schanghai, Tientsin u. a.) den Fremden — nach Nationen getrennt — zum Aufenthalt unter eigener Verwaltung überlassen wurden. 1914 gab es deren 24 (8 allein in Tientsin). Nach dem Weltkrieg verringerte sich ihre Zahl, da Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland ausschieden.

An ‚Internationalen Niederlassungen‘ (dritte Stufe) existieren nur zwei: die größte in Schanghai und eine verhältnismäßig kleine in Amoy (Kulangsu). Die erstere gewann in kurzer Zeit so große Bedeutung, daß an ihr die Licht- und Schattenseiten der Konzessionsfrage aufgezeigt werden sollen. Diese ‚international settlements‘ stehen, wie der Name andeutet, unter internationaler Verwaltung, in der ursprünglich die Nation mit dem größten

Fremdhandel führen sollte, welche Regelung allerdings später durch England, das seine Spitzenstellung nicht verlieren wollte, sabotiert wurde.

*

Ursprünglich bestand die Internationale Niederlassung in Schanghai, die unter ihrem heutigen Namen auf das Jahr 1863 zurückgeht, aus einer englischen und einer us-amerikanischen Konzession, deren Gründung 20 Jahre früher — als unmittelbare Folge der Erhebung Schanghais zu einem Vertragshafen (1842) — erfolgt war. Die Verwaltung wurde 1845 durch die sogenannten 'land regulations' geregelt, die mehrere Male (1854, 1866, 1869, 1898) revidiert wurden. Sie wird von den ausländischen Konsuln kontrolliert, praktisch ausgeübt vom 'Municipal Council' (Stadtrat); das Datum zu dessen Wahl wird zu Anfang jedes Jahres von den Konsuln festgelegt.

Der 'Municipal Council' setzte sich aus höchstens 9, mindestens 5 Mitgliedern, die alle Ausländer waren, zusammen. Erst in neuerer Zeit sind 5 chinesische Stadträte dazugekommen, die von chinesischen Verbänden innerhalb der Niederlassung ernannt werden; in den einzelnen Ausschüssen sind weitere 6 Chinesen vertreten. Die Zahl der Engländer im Stadtrat verhielt sich zu der der Amerikaner und Japaner etwa 5 : 2 : 2, ein Verhältnis, das um so weniger befriedigen mußte, je weniger der britische Handel führte und je mehr Japaner, die schließlich den weitaus größten Handel hatten, sich im Settlement niederließen. Neben der 'Regierung' des Stadtrats bestand eine Art Parlament in Form der vom Konsularkorps einzuberufenden jährlichen Versammlung der Steuerzahler, die dem Stadtrat Entlastung zu erteilen und das Budget aufzustellen hatte. Überhaupt spielten die kapitalkräftigen fremden Steuerzahler in diesem ganz nach liberal-kapitalistischen Grundsätzen ausgerichteten 'Staatswesen' die wichtigste Rolle im Gegensatz zu den die Hauptmasse der Bewohnerschaft stellenden natürlichen Herren des Landes, den Chinesen. Auch die Japaner vermochten sich erst nach längeren heftigen Prestigekämpfen den Europäern gegenüber durchzusetzen.

In der Internationalen Niederlassung lebten 1935 außer 28 000 Fremden 1 122 000 Chinesen, denen es seit 1854 — vorher waren sie überhaupt nicht zugelassen — trotz allen einschränkenden und erschwerenden Bestimmungen, wie Hinterlegung besonderer Sicherheiten in bezug auf Stand und finanzielle Verhältnisse, gelungen war, in der Niederlassung Fuß zu fassen, die aber erst sehr spät an der Verwaltung beteiligt wurden, — ein typisches Beispiel für die westlich-liberale Einstellung! Als sehr ungerecht muß auch die Zurücksetzung der Japaner angesehen werden, wenn man ihre Zahl zu der der Europäer in Beziehung setzt (wiewohl die nach handels- und finanzpolitischen Grundsätzen geregelte Teilnahme an der Verwaltung eine Art legalen Vorwand dafür abgab). Unter den 52 000 Europäern in ganz Schanghai — d. h. in der Internationalen Niederlassung, der Französischen Konzession und den zur Niederlassung gehörenden sogenannten 'Außenstraßen' — nahmen sie 1936 mit 21 000 zahlenmäßig weitaus den ersten Platz ein, es folgten die Russen (hauptsächlich Weißrussen) mit 15 000, die Engländer mit 9600, die US-Amerikaner mit 3800, die Deutschen mit knapp 2000 und zuletzt die Franzosen. Von den 1,2 Mill. Ausländern in ganz China stellten die Japaner 1 Mill., die Russen 180 000, die Engländer 10 000, die US-Amerikaner 7000 und Deutsche und Franzosen 4000. Mit der gewaltigen Zunahme der ausländischen Bewohner in Schanghai, deren Zahl für 1850 noch mit 141 angegeben wird, vergrößerte sich auch das Areal der Internationalen Niederlassung von 150 auf 5584 acres. Schanghai rückte dadurch von der dritten Stelle — hinter Hongkong und Kanton — an die erste unter den Fremdensiedlungen Chinas.

Auch die nationale französische Konzession Schanghais hat ihren Anteil an der Entwicklung der Stadt, wenn dieser auch infolge ihres Charakters als Wohnviertel wesentlich geringer ist als der des 'international settlements'. Sie wurde auf Grund des Vertrages von Whampoa 1844 errichtet und zweimal — 1861 und 1898/1900 — vergrößert, so daß sie schließlich eine Fläche von 1022 ha einnahm. Sie wird von einem Stadtrat unter Vorsitz des französischen Konsuls verwaltet; ihre Einwohnerzahl umfaßte 1936 neben 23 400 Fremden (darunter 821 Deutschen) 455 000 Chinesen.

*

Da außer den Europäervierteln mit den darin wohnenden 1,1 Mill. Chinesen noch eine große Chinesenstadt — 'Greater Shanghai' — existiert, werden die mit der Festsetzung der Europäer in China verbundenen Folgeerscheinungen für das Reich der Mitte nirgends so sinnfällig wie am Beispiel Schanghai. Infolge seiner günstigen Lage an der Mündung des bedeutendsten Stromes Chinas, des noch 900 km — bis Hankau — für Ozeandampfer be-

fahrbaren Yangtse, war Schanghai zur Welthandelsstadt prädestiniert. Und so erstreckten sich die Einflüsse der Europäer in erster Linie auf das kaufmännische und handelspolitische Gebiet. Schanghai wurde das Zentrum hauptsächlich des angloamerikanischen Europäertums in China. Riesige Handels- und Bankpaläste entstanden neben gewaltigen Dock-, Werft- und Speichieranlagen vor allem den Huang-pu entlang am weltbekannten „Bund“ in der Internationalen Niederlassung. Der Anteil der 3,3-Millionen-Stadt am Gesamthandel Chinas vergrößerte sich von Jahr zu Jahr, so daß bei Ausbruch des Ostasienkrieges 55% des gesamten Importhandels Chinas hier konzentriert waren. Diese Entwicklung hatte anscheinend große Vorteile für China im Gefolge: Der Aufschwung des Fremdhandels ermöglichte oder erleichterte dem chinesischen Hinterland den Erwerb europäischer Güter und machte das Land bekannt mit den Errungenschaften westlicher Zivilisation, besonders auf dem Gebiete der Industrie und Technik, deren es zu einer Reorganisation und Modernisierung des eigenen Staatswesens bedurfte.

Aber es waren damit auch große Gefahren verbunden. Bei der fast ausschließlichen Konzentrierung der westlichen Elemente auf die materielle Seite der menschlichen Existenz, bei ihrer Loslösung vom geistigen und völkischen Leben ihres Landes, mußten die wirklichen Werte, die sie der alten, hohen Kultur ihres Gastgeberlandes hätten entgegensetzen können, sehr gering sein. So mußten dem mit der westlichen Kultur nicht vertrauten gebildeten Chinesen die technischen Errungenschaften als deren einzige wesentliche Güter und us-amerikanischer Snobismus, angelsächsisches Machtstreben als untrennbar damit verbunden erscheinen. Andererseits ließ er sich bei seiner Neigung zu Besitz, Wohlleben und Luxus zu sehr von ihnen imponieren, um ihrem Eindringen Widerstand entgegenzusetzen. Der primitive Chinese aber — in seinem Rhythmus fremden Industrieerbeitsprozeß eingespant — verproletarisierte und verelendete sehr rasch. Das Verbrechen nahm zu, Slums und Lasterhöhlen vermehrten sich.

In bunter Internationalität brodelte alles durcheinander: Europäisches, Chinesisches, Amerikanisches, Eurasiatisches. Während durch nächtliche, von chinesischer Lichtreklame überhelle Straßen elegante Luxuslimousinen zu den Nightclubs fuhren, trabten durch dieselben Straßen schweißstriefende Rikschakulis. Schärfste rassische und soziale Dissonanzen und Diskrepanzen bestanden nebeneinander. Unter diesen Verhältnissen, die weder durch eine natürliche nationale Disziplin noch durch eine starke obrigkeitliche Zucht gebändigt wurden, konnten schwere Degenerationerscheinungen nicht ausbleiben. Diesen Gefahren hätte nur eine starke nationale Solidarität auf ethischer Grundlage — wie sie etwa in Japan selbstverständlich ist — begegnen können.

*

Die Ausklammerung fremden konzessionierten Territorialbesitzes aus dem nationalen Boden Chinas konnte auch bevölkerungspolitisch nicht ohne Folgen bleiben. In den Konzessionen und in ihrem Umkreis bildeten sich mit der Zeit starke Bevölkerungsanhäufungen, die vor allem wirtschaftlich-soziale, aber auch politische Ursachen haben. Einmal die besseren Verdienstmöglichkeiten — und zwar nicht nur redlicher Art — zogen Menschen an, zum andern die Schutzgelegenheiten, die die Konzessionen denjenigen boten, die vor dem Zugriff der Landesbehörden sicher sein wollten. Das waren zu Unrecht verfolgte chinesische politische Flüchtlinge und in stärkerem Maße politische Agitatoren, die die Konzessionen nicht selten zu einem Bruchherd politischer Umtriebe machten. Zahlenmäßig ist die zweite Gruppe, abgesehen von vorübergehendem starkem Zustrom in Zeiten politischer Wirren, von geringer Bedeutung. Um so spürbarer ist die Wirkung, auch außerhalb der Konzessionen, der breiten Schicht von Verdienstsuchenden. Wenn man bei einem Bauernvolk wie dem chinesischen in diesem Zusammenhang auch nicht gerade von einer Verstärkung sprechen kann, so ist zweifellos die Herausbildung größerer Bevölkerungs- und — letzten Endes — politisch-wirtschaftlicher Zentren im Gefolge der Konzessionen unverkennbar. In den heute am dichtesten bevölkerten Provinzen Kiangsu, Kwangtung, Hopei und Hupei liegen die wichtigsten Konzessionsstädte (Schanghai, Kanton, Tientsin, Hankau). (Nebenbei sei bemerkt, daß die starke Verjudung des europäischen Schanghai in den letzten Jahren ein neues — bevölkerungs- und handelspolitisch in seiner Tragweite noch nicht abzuschätzendes — Problem ist.)

Wenn auch die anderen Fremdenniederlassungen, die China wie Knotenpunkte eines dichten Netzes überziehen, nicht in dem Maße wie Schanghai „innere“ Angriffspunkte und Einflusssphären darstellen, so machte sich doch auch bei ihnen — nach der Devise, daß der Flagge der Handel vorauszugehen hat — in erster Linie angelsächsischer Einfluß geltend: Man denke nur daran, daß um die Jahrhundertwende England das Yangtsebecken mit seinen zahlreichen geöffneten Städten und Niederlassungen zum britischen Interessengebiet erklärte.

*

Heute liegen die Dinge so, daß England und Japan in Tschungking bzw. Nanking Verzichtserklärungen in bezug auf ihre bisherigen Konzessionen abgegeben haben. In Schanghai bleibt aus verwaltungstechnischen Gründen unter japanischer Kontrolle die Internationale Niederlassung vorläufig in bisheriger Form bestehen. Auch die anderen Länder, die nach dem Weltkrieg noch Konzessionen in China hatten (in der Hauptsache Frankreich und Italien), haben im März dieses Jahres formelle Verzichtserklärungen ausgesprochen.

Wenn die Konzessionen auch hoffentlich bald für immer der Vergangenheit angehören werden, so bietet China doch ein gutes Beispiel für die Umgestaltung und Zersetzung eines nicht durch wehrhafte Einstellung und Eigenbewußtsein gewappneten Volkskörpers durch den mit der angloamerikanischen Maschinenkultur verbundenen Liberalismus und seine fragwürdigen Kulturerscheinungen. Früh witterte der Imperialismus der großen Demokratien in China den gewaltigen Markt, erzwang mit allen Mitteln — lauterer und unlauterer — dessen Öffnung und durchdrang von den Niederlassungen aus den Volkskörper in seinem Sinn, geschickt praktische Vorteile mit geistigen und religiösen Institutionen verknüpfend. Daß diese einseitige — parasitäre — Haltung auf die Dauer auch für den scheinbaren Nutznießer nicht von Vorteil ist, hat japanische Klugheit früh genug erkannt und die einzige fruchtbare Form einer Lebensgemeinschaft zwischen Völkern, die einer wahren Symbiose, in der japanischen Wohlstandssphäre zur Tat werden lassen.

Das politische Schuldkonto der Demokratie in der Verstädterungsfrage und Landflucht

In einer Weltenstunde, in der führende Staatsmänner der großen Demokratien von Vorspiegelungen tiefen über alles das, was sie an Weltbeglückungszuständen nach ihrem Sieg herbeiführen wollen, ist es gut, an Hand einer nüchternen Zahlenfolge des Holländers J. Barents (*Tijdschrift voor economische Geographie*, 15. 2. 1943; 34. Jahrg., S. 28 und 29) festzustellen, was sie tatsächlich in Gebieten, die unbedingt zu ihrer Verfügung standen, an Bevölkerungsverdrängung vom Lande in die Städte, Geburtenminderung, Landflucht, Verstädterung geleistet und über von ihnen abhängig gemachte Räume, wie Nord- und Mitteleuropa, verhängt haben.

Irland: Bevölkerungsrückgang von 6 auf 3 Millionen zwischen 1936 und 1941, katastrophale Auswanderung, Herabgleiten der Landbevölkerung trotzdem von 83,3% auf 68,2%; Südafrika: Zunahme der Verstädterung von 35% (1891) auf 65,4% (1936). „Internationale Agrar-Rundschau, Rom; 1942“ bietet für Europa schlechten Trost, wenn er auch nicht neu ist: In Deutschland liegt die Industrialisierungswende zwischen 1871 und 1910, wo die Stadtbevölkerung von 36% auf 60% steigt, wobei die Landbevölkerung mit rund 26 Millionen stehenbleibt, während sie 1939 auf 20,88 Millionen (30,1%) sinkt, während die städtische auf 48½ Millionen (69,9%) im verminderten Volksboden steigt. Dafür ist es kein Trost, wenn die Krise in England bereits 1851 ein Gleichgewicht zwischen Land (8,9 Millionen) und Stadt (9 Millionen) erreicht und bereits 32 Millionen Städtern nur mehr 8 Millionen Landbevölkerung gegenüberstehen, die von 49,8% (1851) auf 20% (1930) gesunken ist.

In Frankreich geht die Landbevölkerung von 1846 bis 1936 von 26,8 auf 19,9 Millionen (75,6% auf 47,6%) zurück. Ähnlich untersucht der Holländer die Verhältnisse in Belgien, Norwegen (28,5%), Schweden (32,5%), Dänemark (43,9%), den UdSSR, wo sich von 1928–1939 die Stadtbevölkerung verdoppelt hat (17,6% auf 32,8%). Er tröstet sich damit, daß es in den USA und Australien nicht besser sei und auch Japan die schiefe Ebene hinabglitte. Nur macht freier Wille oder Raumnot bei der Wahl zwischen Übeln einen Unterschied! —

Die Dreipaktmächte wollen in Europa und Großasien solche Zustände bessern, die „Alliierten Nationen“ andere hineintauchen, weil sie sich selbst trotz Raumüberfluß nicht zu helfen wissen. K. H.

Japanische Aufklärung unter den Mongolen

Der Aufmerksamkeit unseres Mitarbeiters Walter Heissig, derzeit in Hsinking, verdanken wir eine Reihe aufschlußreicher Belege für die Aufklärungstätigkeit der Japaner unter der Mongolenbevölkerung in der Mandschurei und der inneren Mongolei. Die mitfolgend, meist verkleinert wiedergegebenen Zeichnungen zeigen sehr deutlich, mit welchen anderen Voraussetzungen unser japanischer Bundesgenosse bei seiner Aufklärung und Werbung zu rechnen hat. Sie zeigen aber auch, wie geschickt sich diese Werbung den psychopolitischen Voraussetzungen anpaßt. Im Gebrauch von Kartenskizzen spricht sie den Gebildeten an. Im wesentlichen aber hat sie mit Menschen zu tun, die des Lesens und Schreibens nicht oder nur wenig kundig sind. So muß die Zeichnung an sich, durch ihre einfache Unmittelbarkeit wirken. Einfachheit des Motivs, unmittelbar ansprechende Phantasie, Freude am drastischen Detail zeichnen sie aus. Nicht nur die Erwachsenen, sondern auch die Kinder werden angesprochen. Und immer wieder klingt das Motiv unserer letzten Zeichnung durch: das Ziel der großasiatischen Wohlstandssphäre. Japan kommt nicht zu erobern, sondern um zu schützen und aufzubauen.

Herausgeber und Schriftleitung.



Abb. 1: Karte über den ersten Teil des deutsch-russischen Krieges



Abb. 2: Spottbild auf die Eroberung Guams aus einem Flugblatte für die Mongolen Mandschukuos



Abb. 3: Spottbild auf die Kriegstreiberei Roosevelts

(Den vor dem auftauchenden Kampfschiffe Japans sich 'sträubenden' Krieger der USA. schiebt Roosevelt nach vorne, während aus den Wolkenkratzern die amerikanische Bevölkerung den Ruf ausstößt: „Der Krieg ist zu beenden!“)



Abb. 4: Aus der Kinderbeilage eines mongolischen Blattes

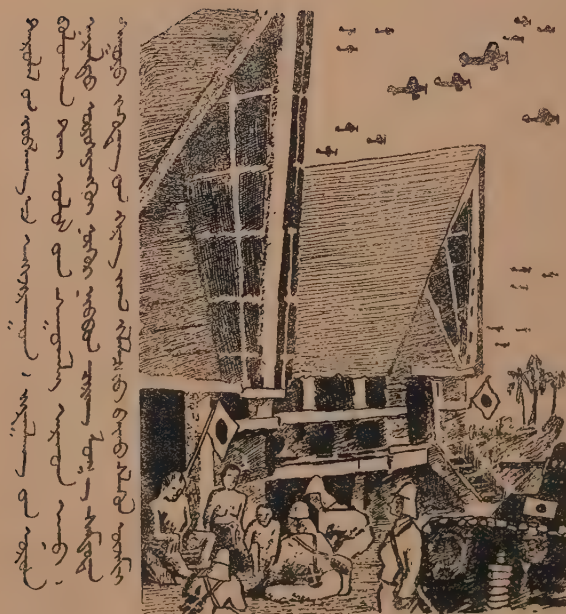


Abb. 5: Aufklärung über die Völker im befreiten Süden Asiens

KARL HAUSHOFER Zu neuen Büchern

Der Werdegang Großostasiens als Beweis für die Prognosefähigkeit der Geopolitik

Jede Überschau des sachkundigen geplanten und gewordenen Schrifttums zur Großostasienfrage muß von ihm die Spreu der Konjunkturschöpfungen sondern, die jetzt zuweilen in den Augen Unkundiger das wirklich Brauchbare und Verlässige überwuchern. Aber sie zeigt uns in einer der besten zeitschriftmäßigen Übersichten, und zwar der von Carlo Avarna di Gualtieri im Jahrgang 5, Heft 4 der „Asiatica“, unter dem Titel „Gran Bretagna e Giappone in Estremo Oriente“, auf nur 21 Seiten ein Musterbeispiel, wie der Werdegang Großostasiens durch die Auseinandersetzung beider Mächte auch ein Beweis für die Prognosefähigkeit der Geopolitik geworden ist. Er enthüllt zugleich die Drahtzieherrolle der Kreise in den USA., die planmäßig auf den Krieg hindrängten und die geopolitisch begründete Friedensneigung einiger Vertreter des alternden britischen Weltreichs untergruben.

Der wohlverborgene Antrieb zu diesem Handeln der USA. lag in der Absicht, die bereits, wie Lord Kitchener es an der Jahreswende 1908/09 vorausagte¹⁾, durch den Krieg von 1914 begonnene Ausschaltung des Britenreichs als vorwiegende abendländischer Macht im Pazifik durch sein Abringen mit Japan zu vollenden; sodaß die USA. als lachende Dritte die Macht- und Wirtschaftsnachfolge beider mit möglichst geringem Kraftaufwand würden antreten können, — wie man sich in Washington den Gang der Dinge seit der Konferenz dort zwischen 12. 11. 1921 und 6. 2. 1922 vorstellte, nachdem die deutsche Macht als zweite im Großen Ozean ausgeschaltet war.

Den ganzen folgenden Entwicklungsgang, mit der steigenden Einsicht Nippons in die ausgehöhlte südostasiatische Machtstellung des Britenreichs und den Schlüssen, die es daraus zog, läßt Avarna, vielfach gestützt auf Äußerungen des „Institute of International Affairs“, der „Times“, der Ämter

1) Wörtlich zum Herausgeber: „Ich bin gegen diesen Krieg. Wir werden ihn für die Amerikaner und Japaner führen und am Ende beide unsere Stellung am Pazifik verlieren, wir die erste und Sie die zweite. Aber er wird kommen; denn ich sehe weder bei Ihnen noch bei uns einen Mann auf der Brücke, der die Schiffe verhindern könnte, im dümmsten Moment aneinander zu geraten.“

(so aus Japan für Arita, Hiranuma, Konoye, Amau, 18. 4. 1934!), übersichtlich abrollen. Er kommt zu dem überzeugenden Schluß, daß England außerstande war, gleichzeitig einen Konflikt im Okzident (Mittelmeer) und Orient mit Aussicht auf Sieg zu wagen. „Nie war die Beziehung der Lage im Mittelmeer und Pazifik klarer offenbar. Es war an Japan, diesem geopolitischen Rapport Folge zu geben ...“.

So klar lag die Gefahr der britischen Reichsverteidigung im Pazifik bei einer europäischen Konflagration vor den aufmerksamen und wachsamem Augen des Generalsekretärs des ausgezeichnet informierten „Istituto per il Medio ed Estremo Oriente“ in Rom! Was die leitenden britischen Staatsmänner trotz ähnlichen Erkenntnissen des „Institute of International Affairs“ (Political and strategic interests of the United Kingdom; British Far Eastern policy) dennoch bewog, alle Versuche des deutschen Führers zu einem friedlichen Abkommen in den Wind zu schlagen, das kann nur das — inzwischen auf dem Wege über Äußerungen von Bullitt, polnische Gesandte, eigene Reden von Roosevelt (u. a. bei Sven Hedin) — nachgewiesene Drahtziehen aus Washington gewesen sein. Dieses zielte darauf ab, gleichzeitig Raummasse und Volkszahl der Sowjetunion und das Kriegspotential des „Arsenals der Demokraten“ aus Ressentiment wegen des Fehlschlags des New Deal und aus plutokratischen Erwägungen gegen alle Erneuerungsanläufe Europas loszulassen. Das geschah gewiß aus einer weltweiten Schau für USA.-Gewinnmöglichkeiten; aber auch aus einer zum Glück in der Weltgeschichte seltenen Gleichgültigkeit gegen alles Unglück, das solches Tun über zwei Milliarden Menschen und fast alle Räume der bewohnten Erde bringen mußte, um einer Handvoll an sich schon überreicher Menschen mehr Spielraum für ihre Gewinnsucht und Herrschgier zu verschaffen. So sieht sich für jeden nicht Voreingenommenen bei einer scharfen geopolitischen Prüfung die Weltlage nach der im Juli 1939 gewiß ohne jede Kenntnis der im Frühjahr 1943 abrollenden Gestaltung gewonnenen Schau im pazifischen Zusammenbruchraum gegenüber Großostasien an.

Wir verweisen zum Vergleich auf die Skizze von Avarna di Gualtieri von 1939 (S. 195) und den Eintrag des wehrgeopolitischen Ruinenfeldes der britischen Reichsverteidigung in Südostasien, die jetzt in Australien, im Pazifik und in Westafrika unter USA.-Oberkommando steht und dessen Einmischung bereits in Indien ertragen muß. Cui prodest?

Bausteine zur Großostasien-Geopolitik

Aktuell und verlässlich zugleich, rechtzeitig und weitsichtig ist diesmal die Erdkunde mit zwei wichtigen Bausteinen zur Geopolitik Großasiens zur Stelle¹⁾. Die erste — eine in ihrer Art vollendete, die Kultur- und Wirtschaftspolitik Hand in Hand als Grundlage jeder Macht über Erde zeigende — Arbeit über die Philippinen in ihrer wichtigen Brückenlage ist in Anlage und Ausführung der Karten und Bilder gediegenste Friedensarbeit, die wir mit berechtigtem Stolz in einem welterschütternden Ringen aufweisen können. Der erste Abschnitt „Das Land“ ist zugleich eine Geopolitik in nuce des wichtigen, seit Jahresfrist in seinen natürlichen Zusammenhang zurückgleitenden Gebiets. Ganz gerecht ist es vielleicht nicht, wenn im Vorwort gesagt wird, daß sich die deutsche geographische Forschung bisher nur wenig mit den Philippinen beschäftigt habe. Es gab die von Kolb in seinem gründlichen Quellenverzeichnis ehrend genannten bienenfleißigen Arbeiten von Blumentritt, die der spanischen Zeit völlig gerecht wurden; es gab die im Text genannte schöne, wenn auch gedrängte Schilderung von Tuckermann; und eine Darstellung der Druckmesserrolle der Inselgruppe bildet einen Gewährbeschuß in meiner „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“, freilich vielfach auf Grund us-amerikanischer Forschungen, die natürlich ihr ostasiatisches Arbeitsfeld unter den verschiedensten Gesichtspunkten durchpflügten: von höchster Menschlichkeit bis zur wüstensten Ausbeutung. Daß sich voraussehen ließ, was 1942 kam, bewies 1913 der Abschnitt über „Pazifische Ausblicke“ in Dai Nihon und 1923 die „Geopolitik der Selbstbestimmung in Südostasien“, beides eigene Arbeiten aus einer Zeit, wo sich allerdings die deutsche geographische Forschung sonst etwas zu wenig mit dortiger Dynamik befaßte.

Gerade die wirtschaftliche und die von ihr untrennbare kulturpolitische Dynamik läßt Kolb in seinem Werk zu ihrem vollen Recht kommen. Großzügige Übersicht wechselt weise mit liebevoller Kleinmalerei mit allen Feinheiten des Landschaftsmalers. Wären die grundbesitzenden Orden freilich überall die idealen Grundherren gewesen, als die sie hier zuweilen erscheinen, so wäre es kaum zu den erbitterten Aufständen gekommen, so groß das spanische Kulturerbe war; berührte es

doch lange den Angloamerikaner schmerzlich, wenn ihm nachgewiesen wurde, daß die St. Thomas-Universität in Manila die älteste und ehrwürdigste Hochschule unter dem Schutz des Sternbanners war. „Die Reislandschaft ist der wichtigste Teil der philippinischen Wirtschaftslandschaft“ (S. 192). Aber die scheinbar so zierliche Pflanze ist ein strenger Herr, wo ihre Eigenart nicht auf einem alten Sozialgefüge ihre Gefahren verliert. Das hat die Großgrundbesitzentwicklung der Philippinen nicht genug beachtet. Gewiß haben Mais- und Kokoslandschaft, die mit großer Liebe geschildert werden, ein Ausweichen vor einer Reis-Monokultur gestattet. Aber es ist eben doch nur ein Ausweichen, und wir werden sehen, wie der Heimfall von Großostasien befreiend auf die „riesenhafte Kulturlandreserve“ (S. 401) der glücklichen Inseln wirkt, vor allem, wie sich Chinesen, als nicht beliebtes Händlervolk, und Japaner mit ihren reichen Erfahrungen als Pflanzler um Davao zum Problem der Überfremdung stellen. Mit ihm sind die Spanier und die US-Amerikaner als Nachfolger der kolonialindischen Großreiche Shri-Visaya und Majapahit (S. 420 u. 421) und des stürmischen, aber von der weißen Eindringungswelle überholten Islam nicht fertig geworden, obwohl sie eigentlich erst das Einheitsbewußtsein in das phantastische Reich der 7083 Inseleinheiten trugen, von denen freilich nur 466 jeweils größer als 6 qkm sind (S. 21). Damit steht gewiß das Führervolk und „Reich der Tausend Inseln“ vor wesensverwandten Aufgaben! Leicht sind sie nicht; und der Schluß über „das politische Schicksal“ zeigt in großem geopolitischem Wurf, wie schwer es sich aus einer raumpolitisch schwer zusammenfassenden Geschichte losrang und wie zuletzt die USA. mit ihm spielten, — als Vorgeschmack der Art, — wie sie mit der ganzen Welt ihr Spiel zu treiben vorhaben.

Eisgrenzen der Geopolitik

Ehrend gedenken wir auch in einer Zeit höchster Papierknappheit hervorragender Leistungen der Erdkunde, die scheinbar mit dem wichtigen Übergangs- und Zusammenbaugbiet von Raum- und Staatswissenschaften, am Raim von „Natur- und Geisteswelt“, der zur Kunst der Politik hinführt, wenig oder nichts zu tun haben, weil sich nur der forschende, nicht der Macht über Raum suchende Mensch an sie heranwagt.

Aber nur, wer letzte Zusammenhänge nicht überschaut, könnte zur Meinung kommen, so monumentale Arbeiten strengster Naturwissenschaft, wie die Gletscherkunde von Erich von Drygalski und Fritz Machatschek²⁾, oder so lebendige Zeug-

1) Dr. Albert Kolb: Die Philippinen. In: Geographische Handbücher. Begründet von Friedrich Ratzel und Albrecht Penck. Herausgegeben von Norbert Krebs und Hermann Lautensach. Leipzig 1942. K. F. Koehler Verlag, 503 S., 41 Textabbildungen, 13 Karten, 72 Bilder auf 39 Tafeln.

Voranzige: Prof. Dr. Hermann Lautensach: Korea. Geographische Reisen und Studien im Lande der Morgenfrische, ca. 22 Bogen, zahlreiche Karten und Bilder. Gleiche Sammlung und Verlag.

1) Erich von Drygalski und Fritz Machatschek: „Gletscherkunde“. Wien 1942. Franz Deutke, Band 8 der Enzyklopädie der Erdkunde, 261 S., 11 Tafeln, 35 Textfiguren. Eingehende Schrifttumsangaben.

nisse fruchtbarer Beobachtung, wie Ed. Wyss-Dunant: „Sur les Hauts Plateaux Groenlandais“¹⁾, lägen jenseits des Besprechungsraums der Geopolitik. Wer trotzdem zweifelt, den belehrt schnell Norges Svalbaed-og Ishavs-Undersokelser (Oslo Observatoriet. 1), wenn Gustav Smedal, mit einem Vorwort von Knut Hamsun, die Frage: „Grönland und der Norden“²⁾ vor ihm entrollt und wenn er sich der zielbewußten Vorstoßpolitik der Sowjetunion an die nordasiatische Polarmeerverbindung erinnert und an das Spiel, das nicht zuletzt von Dänemark aus mit Wort und Wirklichkeit des nordischen, des skandinavischen Gedankens getrieben worden ist, das Norwegen und Finnland so oft enttäuscht und Schweden in schwankende Lagen, alle sogenannten Oslomächte in Gefahr gebracht hat.

Zu alledem aber mahnt nicht nur der Atlantik mit seinen offenen Übergängen in die Polarmeere zu geopolitischer Vorsicht gegenüber allen Eisgrenzen (wenn man allein an Roosevelts Stützpunktweg über seine Nordschwelle denkt), sondern auch die „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“³⁾ und ein Blick auf die Vorsatzkarten der jüngsten Erscheinung des „Weltgeschehen“: Emil Maurer, „Weltpolitik im Pazifik“⁴⁾. Darin sind dankenswerterweise alle Seemeilenzahlen in Kilometer umgerechnet, und mit klaren, scharfen Linien wird gezeigt, wie nicht nur die volle Breite des größten Ozeans selbst, sondern auch seine Nord- und Südswelle gegen die Polarwelt vom us-amerikanischen Imperialismus und seiner Geopolitik überbrückt wird.

Als fester Stoßbalken aber liegt allen ozeanopolitischen und festlandbestimmten Spekulationen gegenüber, von der Morphologie und strengsten naturwissenschaftlichen Seite des Doppelantlitzes der Erdkunde her ein Werk wie Drygalskis und Machatscheoks „Gletscherkunde“: eine sehr erwünschte Erscheinung seit dem letzten großen, zusammenfassenden Werk von H. Heß vor vierzig Jahren, das namentlich aus den polaren Reisen, aber auch dem damit verbundenen Hinausschieben der Eisgrenzen der Macht eine damals ungeahnte Bereicherung erfuhr.

So ist es denn begrifflicher Weise die Schnee- und Eisgrenze, die in der nur scheinbar starren Welt des Gletschers so rührige Dynamik, die geo-

graphische Verbreitung der Gletscher und ihre Rückwirkung auf die Verteilung der Menschheit, ihr Vordringen und ihr Rückgang, was der geopolitische Forscher an dem ansehnlichen Werk aufzuspüren und in Einklang mit seinen Arbeitszielen zu bringen trachtet. Darüber hinaus weist ihm die ganze Betrachtungsart der beiden Forscher das Ziel, die eigene Arbeit an ihnen sub specie aeterni oder doch wenigstens an Hand der langfristigen Maßstäbe auszurichten, die Gletscherkunde und Inlandsbeobachtung anzulegen und vorauszusetzen gewohnt sind und auch für flüchtigere und vergänglichere Expeditions- und Forschungsziele lehren.

Es ist zugleich ein hoher Lehrwert und ein Genuß damit verbunden, solche Maßstäbe an eine Expeditionsschilderung anzulegen wie die von Ed. Wyss-Dunant mit Takt und kundiger Hand in einen größeren Forschungsrahmen gestellte, höchst lebendige seiner von der Schweiz aus organisierten Grönlandfahrt; noch mehr sie anzuwenden, wenn Gustav Smedal und Knut Hamsun Norwegens geopolitische Rechnung gegenüber Dänemark und den USA. über die Eskamotage der nordischen Eisgrenzen aufmachen.

Schon in dem Fahrtbericht durch das Schweizerland nach den Bergen Forel und Charcot stehen eine Fülle scharfer Nebenbeobachtungen, geopolitisch bemerkenswerte, wie etwa S. 176 die pflanzengeographische, „daß Grönland wie ein Bindestrich Amerika und Europa verbinde“ und daß gerade zahlreiche Pflanzenforscher aus Wahrnehmungen ihrer eigenen Arbeitsgebiete heraus die Wanderungstheorie der Kontinente von Wegener für die schlüssigste Lösung ihrer Fragen halten, wie auch die nautischen Erfahrungen mit der Eisbarriere. Ferner tritt der Begriff der hinausgeschobenen Eisgrenzen in der Abrechnung des Norwegers Smedal, des Vorsitzenden des Eismeerausschusses von einst, mit der größten geopolitischen Schärfe hervor. „Wir haben nämlich das Land entdeckt“, schreibt der Norweger von Grönland, „haben es zweimal kolonisiert, und uns ist es zu verdanken, daß es während seiner ganzen Geschichte an Europa gebunden war. Wir haben die Fähigkeit, das Land zu nutzen, denn wir sind ein Volk von Eismeerschiffen und Fängern, und das sind die Dänen nicht. Deshalb können die Dänen schwer mit einem arktischen Land wie Grönland umgehen, und das ist sicher auch einer der Gründe, daß viele es verkaufen möchten“. (Vgl. Therkel Matthiassen: „Grönland gennem Tusinde Aar“; Kopenhagen 1941, S. 11) „Für einen Norweger ist es etwas Undenkbares, Grönland zu verkaufen...“ (S. 24).

Ganz gewiß würde ein „unnordisches Verhalten“ Dänemarks in der Streitfrage zwischen Dänemark und Norwegen gerade über Grönlands Zugehörigkeit zur Alten Welt ein Skelett im Hause schaffen, das alle schönen Worte über Nordische Zusammenfassung oder Skandinavismus durch sein

1) Dr. Ed. Wyss-Dunant „Sur les Hauts Plateaux Groenlandais“. Paris 1939. Payot. Préface de M. Eugène Pittard, 205 S., 4 Karten, 6 Orig.-Zeichnungen, 16 Lichtbilder. 45 Fr.

2) Gustav Smedal: „Grönland und der Norden“. Oslo 1942, Kamban Forlag. Vorwort von Knut Hamsun, 75 S., 1 Kte., Lichtbild eines amerikanischen Groß-Ekts.

3) Karl Haushofer: „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“, 3. Aufl., Heidelberg 1939.

4) Emil Maurer: „Weltpolitik im Pazifik“. Leipzig 1943, W. Goldmann.

dauerndes Rumoren in Nordeuropa in ihrer ganzen Brüchigkeit und Hohlheit zu entlarven vermöchte.

So zeigt sich, daß die Eisgrenzen der Geopolitik gerade im nördlichen Atlantischen Ozean etwas sehr Lebendiges, Beachtenswertes sind, um so mehr, als die Sowjetmacht eine sehr klare Vorstellung von ihrer Bedeutung hat, wie wir sie schon in den ersten Auflagen der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“, z. B. im Abschnitt X über die „Nordschwelle“, vor zwanzig Jahren an die Wand malten und heute bewährt finden.

Vom Ringen um die Geopolitik europäischer Ostgrenzen

Von zwei Eckbastionen aus, einer nordischen in Fennoskandia und einer pontischen, um das uralte Dakien gebauten, ringt Europa seit Jahrtausenden um eine geopolitisch haltbare Ostgrenze und damit um seine Geltung als selbständiger Erdteil. Bald wurde sie dynastisch (Alexander I. über seine Ausweichmöglichkeit vor Napoleon I.) bis Kamtschatka und an den Pazifik gedehnt, bald wick sich an Karpaten und Riesengebirge (Schlacht bei Liegnitz) vor dem Ansturm zentralasiatischen Steppenvolks; bald glaubten Geographen sie am warägischen Grenzsaum, Zarenbürokraten am Ural, Sowjetmilitaristen an Wüstungen am Pripet festlegen zu können.

Immer wieder wurde diese schwankende Festlandgrenze bald aus der vollen (Hunnen, Awaren, Mongolen), bald aus der halben (Tataren), bald aus der Viertelstiefe der skythosarmatischen Wanderzone überrannt, deren Tieflandströme vom Amur bis zum Rhein zu wenig Halt geboten, so daß Hunnen und Baschkiren bis zur Marne kamen, nur 320 km entfernt von der Stelle, wo Karl Martell die transafrikanische Umarmung Europas durch den Islam abwehrte.

Es tut Europa, das heute um seine Ostgrenzen kämpft, gut, sich zu erinnern, wie schmal das Abendland zeitweilig sein konnte, wie Germanen und Romanen Schulter an Schulter, Rücken an Rücken im Ringen um sein bloßes Dasein und Weiterleben gemeinsam alle Kraft brauchten und es brennend nötig hatten, allen inneren Hader, wie den zwischen Römern und Goten, zwischen Ost- und Westfranken, darüber zu vergessen.

Wie hart es dabei den Flügelbastionen erging, wie schwer aber auch scheinbare Zentralreduits, im Sprachstil vergangener Festungskriegszeiten sogenannte Kavaliere, zu leiden hatten, das rufen allen wirklich „guten Europäern“ einige sonst in der Haltung grundverschiedene Schriften dieses Jahres ins Gedächtnis, von denen wir deshalb wegen ihres geopolitischen Sinnes als wissenschaftlichem Rüstzeug sprechen, weil sie mit Sachkunde, kühlem Kopf und warmem Herzen geschrieben sind¹⁾.

1) Väinö Auer: Anteil der finnischen Forscher an der Erforschung von Kola, Ostkarelien

Ungeheuer im Verhältnis zu seiner kleinen Volkszahl ist Finnlands geistige Kämpferleistung zur Behauptung des europäischen Einzelmenschen in Fennoskandia, als dessen Grenzwächter vor der beständigen Überflutung durch die russischen Massenmenschen und ihren Mechanisierungsdrang gegenüber dem stolzen, kulturbewußten Individualismus des finnischen Waldüberwinders und Waldpflegers zugleich.

Wie sehr der Finne ein Heger seiner kargen, aber großartigen Kulturlandschaft im Gegensatz zur Sowjetverwüstung ist, das geht überzeugend aus seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeit im Ostsaum Fennoskandias von Kola über Ostkarelien bis Ingermanland hervor. Auch von diesem Raum kann man, wie der Duce über Italiens und Englands Verhältnis zum Mittelmeer, behaupten, daß er für die Finnen „vita“, zum freien Atmen notwendiger Lebensraum, für die raumgewaltige, an unentwickelten Böden überreiche und trotzdem ewig langwierige und bodenhungrige Sowjetunion „via“, ein Weg unter vielen, sei, den sie nur dann nötig hat, wenn sie Nachbarn bedrohen und berauben will.

Trotz dieser feindseligen Haltung eines raubgie rigen und bösen Nachbarn hat man von Finnland aus geologisch, meteorologisch, für Flora und Fauna, geodätisch und auf allen Gebieten der Menschenkunde das Menschenmögliche getan an Forschung in dem ursprünglichen, ihm entrissenen Erbland der Rasse, dem Entstehungsgebiet seiner größten folkloristischen Leistung (Kalevala). Das offenbart jedem, der sehen will, die Überschau des in einem deutschen Sonderdruck von Väinö Auer zusammengestellten Heftes. Wo die Menschen verlegen schweigen, reden die Pflanzen (S. 35) und reden die Steine! — —

Zwischen den von Ostland, Warthegau, Generalgouvernement im Anschluß an die Nordbastion und die Kämpfe um die Stadt an der Nawa gewiß ausreichend beleuchteten Leistungen des Nordteils der europäischen Kurtine und die vorgeschobenen Südostvorsprünge schiebt sich „Die geschichtliche Leistung des Deutschtums im alten Österreich“, von der ganzen Geschichtsperiode des zweiten kleindeutschen Reichs stiefmütterlich behandelt und von Wilhelm Schüßler, wie vorher vor allem durch

und Ingermanland. Helsinki 1942, Fennia 67 No 3 Sonderdruck.

Wilhelm Schüßler: Die geschichtliche Leistung des Deutschtums im alten Österreich. Berlin-Heidelberg 1942, Kurt Vowinkel.

Rupert von Schumacher: Das Schrifttum über die österreichische Militär-Grenze. Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, Heft 1/2, 1942.

G. I. Bratianu: Ein Rätsel und ein Wunder der Geschichte: das rumänische Volk. Bukarest 1942.

Srbiks Verdienst, dem großdeutschen Reichsvolk wieder ins rechte Licht gerückt und von Rupert von Schumacher archivalisch liebevoll beleuchtet. Es ist eine kurzgefaßte, aber erschütternde Leidensgeschichte der im Grunde raumpolitisch stärksten, aber auch am härtesten umstürzten Südostbastion des geschlossenen deutschen Volksbodens, kartographisch wie psychologisch gleich aufschlußreich. Kernwerk war (Karte S. 9) das „Erzherzogtum“ Österreich und des Reiches „Hofzaun“, die Steiermark, mit Kärnten und Tirol zusammen „Innerösterreich“, das mit Bayern vereint den alten kirchlichen Schwerpunkt des Baiernstammes, Salzburg, umschloß. Von diesem kleinen Raum aus ist ein gewaltiges Hebelwerk ein Jahrtausend lang in Bewegung gesetzt worden; mit Recht beschwert sich Schüssler über die „Ungerechtigkeit im Durchschnitturnteil“ und sucht ihr gründlich abzuhelfen.

Dafür ist eine Zurückführung seiner östlichen Naturräume und ihrer möglichen und unmöglichen Grenzen, ihrer Eck- und Mittelbastione auf das streng mathematische Befestigungsdenken von Speckle, Coehorn und Vauban heute noch nützlich. Darum versuchen wir, Europas Ostgrenzenfragen in den Begriffen von Bastionen, Kurtinen, Reduits, trockenen und nassen Gräben, gedeckten Wegen und Glacis zu durchdenken. Dabei stoßen wir auf Finnland und seinen Fennoskandiabegriff, auf das Donaudeutschum und auf Großrumänien mit dem siebenbürgischen „Kavalier“ als einige der wichtigsten geopolitischen Bauglieder.

Erschien uns die Erholung des Kerntrupps der fennoskandischen Nordostbastion Europas von ihrem Tiefstand von 300000 Köpfen nach der furchtbaren russischen Verwüstung im Nordischen Krieg gewiß als ein Wunder von Rassenkraft auf karger Erde, so durfte doch auch Bratianu die Erhaltung des rumänischen Volkes in der noch länger und schwerer umstürzten Südostbastion „ein Rätsel und ein Wunder der Geschichte“ nennen!

Sind doch weltberühmte Zerstörerpersönlichkeiten und Zerstörerströme darüber hinweggebraust, wie es Ferdinand Lot in seinen „Invasions barbares“ (Paris, Payot, 1937) zu schildern versuchte. Aber auch unter ihnen bleiben Resteile der Altbevölkerung dem Boden verhaftet; schon insofern, als es nie und nirgends eine völlige Leerwanderung und Räumung eines Volksbodens gegeben hat, nicht in den Sitzen der Langobarden und Vandalen auf nordischer Erde, der Markomannen und Hermanduren in Böhmen, der Mandschu in der Mandschurei, der Turkvölker und der Sarten in Zentralasien, also auch kaum in Dakien. Das ist am wenigsten wahrscheinlich auf Befehl einer fernen römischen Reichsregierung, die zwar sicher zur Beruhigung ihrer administrativen Seele Räumungsbefehle gab, aber an Bevölkerung dort lassen mußte, was auf eigene Rechnung und Gefahr bleiben wollte, wie ganz gewiß die Mehrheit der Ahnen

der Bergumänen. Das ist ein geopolitischer Induktionsbeweis zugunsten der „dakorumänischen Kontinuitätstheorie“, genau wie die tatsächliche Forterhaltung der Walchen in den Alpentälern. Bergländer sind nun einmal Erhaltungsgebiete, Rückhalträume, auch wenn weite Teilwanderungen von ihnen ausgehen und linguistische Zusammenhänge über Unterbrechungen hinweg zu schaffen scheinen oder wirklich entstehen lassen. Das gilt auch für Dakien.

Zum Glück für Europa hat Rumänien seinen festen Stand, wie bereits 271 n. Ztw., mit seiner Mehrheit später und jetzt gefunden. Auch diese Südostbastion also steht und hält sich für Europa, so fest sie kann, weil sie um ihrer Selbsterhaltung willen fest stehen muß. —

„Das Große tut nur, wer nicht anders kann.“ Das gilt für Nord und Süd wie für die Mitte von Europas Ostfront, namentlich in ihren Reduits, wie umstritten der Verlauf der Linien im einzelnen sei. Erst Sturmflut lehrt überall den Wert von Deichen und ihren geborenen, natürlichen Wächtern, den Meistbedrohten, nach ihren vollen Leistungen schätzen! — Aber auch jeder der über sie hinaus ins Vorgelände Gestürmten mußte wissen, wo sie liegen und welchem Druck sie standhalten und schon standgehalten haben, was also wieder von ihnen zugunsten Europas an guten Diensten für Abwehr zu erwarten sei.

Die russische Gleichung „Den ryska Ekvationen“

So hat Rütger Essén — mit solchen Offenbarungen leider einsam in Schweden neben Sven Hedin und Rudolf Kjellén stehend — eines der tapfersten und weitsichtigsten Bücher mit geopolitischen Hochzielen, die wir kennen, genannt. — Wer es freilich unternimmt, „ohne Furcht und Haß — ohne Vorliebe und Vorurteil“ die am schwersten deutbaren Züge in dem Doppelgesicht der Räuber der See und der Räuber der Steppe nüchtern, wie im Gleichungsansatz, zu entschlüsseln, der muß wissen, daß er dabei so allein steht wie Thukydides in Hellas, Tacitus im Rom der Cäsaren, Prokop im Byzanz Justinians und so fort bis auf unsere Tage. Leider auch im eigenen Volk, in Schweden, wo die Nachfolge Rudolf Kjelléns schwach besetzt ist und viele, in denen doch das Blut der Wasa und Karle rollt, schweigen und warten, wo sie wenigstens reden müßten. Das erinnert an die Bauern von Dalarne, die auch Gustav Wasa zuerst vom Friedhof weg allein gegen den Kjöllön und die norwegische Grenze auf seinen Schiern abfahren ließen, als er sie zum Befreiungskampf aufrief, und sich erst im letzten Augenblick besannen, ihm nachzufahren und mit ihm umzukehren — nach Stockholm! Schwedisches Temperament neigt dazu, selbst das als notwendig Erkannte erst im letztmöglichen Augenblick zu tun. Darüber veräußt man gelegentlich den Ruf der Weltgeschichte.

Jedenfalls: An Rütger Essén, dem einstigen Helfer Ella Brandströms und gründlichen Kenner Eurasiens, dem einstigen Gesandten in Tokio und reichlich mit dem von Ratzel geforderten Tropfen Öl des Journalisten Gesalbten, liegt die Schuld dereinst nicht; er ist einer der wichtigsten Eidhelfer Europas in seinem Daseinskampf gegen den sowjetischen Chaosausbruch. „Was ein russischer Sieg für Europa bedeuten würde, ist oben nachgewiesen worden“ — (auf Vernichtung läuft's hinaus). „Der einmal begonnene Kampf muß zu Ende geführt werden. Die Opfer, die er kostet, haben viel mehr Sinn als die Hekatomben des vorigen Weltkriegs“ (S. 222). Das ist ein schweres Wort — aber es enthält des Buches Quintessenz.

Freies Meer, Ozeanopolitik, Seegeltung und Geopolitik von Meeresbecken

Es ist gewiß kein Zufall, sondern entspringt dem Sehnsuchtsberuf nach Freiheit des Meeres, nach einer gerechten Ozeanopolitik und würdiger Seegeltung aller zur Seefahrt berufenen Völker, wenn das Schrifttum über diese Hochziele und die Geopolitik von Meeresbecken fast in der Art des Wechselgesanges anschwillt, der von den Weiten des Pazifik und Atlantik über das meistemstrittene der Mittelmeere bis in entlegene und umschlossene Binnenmeere alle Seeräume in seinen Bann zieht.

War schon das Mittelmeerwerk des gelehrten Bulgaren Jaranoff (Geop. 1942, Heft 12, S. 540) ein großartiges geopolitisch-wissenschaftliches Herausstreiten Bulgariens aus pontischer und ägäischer Enge an das Freie Meer und in die Ozeanopolitik, so nimmt den Ruf noch zwingender Admiral Giuseppe Fioravanzo, einer der fruchtbarsten Marine-schriftsteller Italiens, auf in „La libertà dei Mari“ (Edizioni Latium, Roma 1942). Ihm sekundiert Lodovico Magugliani in der Doppelnummer 8/9 (1942) der „Geopolitica“ mit einer Geopolitik des Mittelmeerbeckens — „Impostazione geopolitica del bacino Mediterraneo“ — mit bemerkenswerten Skizzen der konvergierenden und divergierenden Flüsse, in einer Betrachtungsweise, die geradezu überleitet zu einem ganz eigenartigen Skizzenpaar des „Europakabel“, das Verkehr, Bodenschätze und Landbau rings um das Kaspische Meer wiedergibt. Dessen Einzugsgebiet hat ja der Ostvorstoß Europas zwischen Kaukasus und Stalingrad an der Stelle erreicht, wo sich die gewaltige Verkehrsschlagader der Wolga dem äußersten mediterranen Ostzufluß, dem Don, auf Reichweite nähert, wodurch eine wehrgeopolitische Hochbelastung entsteht.

In dem Augenblick aber, wo das deutsche Landheer und seine Luftwaffe sich von der äußersten östlichen Stromlebensader des Mittelmeerraums zu der wichtigsten kontinentalen Eurasiens vorwärts ringt, erscheint wie eine Mahnung ein Aufriß der „Grundlagen Deutscher Seegeltung“, um dem deutschen Volk „die historischen und rassi-

schen Gegebenheiten zum Bewußtsein zu bringen, die seine Seebeziehungen im tiefsten begründen“. Denn auch wir, nicht nur unsere Verbündeten im Mittelmeer und Pazifik, haben uns mit den Folgen unseres janusköpfigen Doppelgesichts herumzuschlagen, von denen das eine in ozeanpolitische Weiten hinaus, das andre in eine fast unbegrenzte kontinentale Hinterlandtiefe Wache zu halten hat, auf daß nicht dort die „Räuber des Meeres“, hier die „Räuber der Steppe“ einen unbewachten Augenblick wahrnehmen.

Hart ist es und mehr als einmal in unsrer vielbewegten Geschichte als überhart empfunden worden, daß eine solche doppelte Wächterpflicht auch doppelten Aufwand an Kräfteinsatz und Kraftbereitstellung fordert, daß wir nicht die freie Wahl der Schlagrichtungen ozeanwärts eines Inselreiches, festlandwärts eines Raumkolosses haben, der sich bald pazifikwärts, bald atlantikwärts, bald in asiatische Festlandtiefen, bald gegen den Indischen Ozean zu auslummeln kann, ohne daß ihm sofort das Schicksal Strafen dafür zudiktiert, wie sie alle Zerrungsräume zwischen ozeanischer und kontinentaler Geopolitik erfahren: die Hauptkulturträger des Abendlands, des Nahen und Mittleren Ostens, Großasien. Auch das japanische Reich muß es darauf wagen, seit es seinen Fuß auf das Festland gesetzt hat, dort die Linie geringsten Widerstands vermutend, als die sich in Wahrheit der angelsächsische Besitz der „Goldfransen am Bettelmantel Asien“ erwies, nicht seine hungernde Festlandmenschenmasse. Nach klingenden Auftakten, in denen Frank und Muß zunächst einmal dem Binnendeutschen den Pulsschlag des Meeres überhaupt nahezubringen suchen, führt schon Herbert Jankuhn an das geopolitische Zerrungsproblem deutscher Frühgeschichte heran, das dann mit geschichtlicher Folgerichtigkeit nicht mehr aus dem Auge gelassen wird, bis endlich alle einzelnen Seiten zu ihrem Recht kommen. Darunter wird den Geopolitiker die „Meereskunde“ von Fritz Spieß, der Streifblick von Leo Hausleiter auf „Ein Werkzeug deutscher Außenwirtschaft“ vielleicht besonders reizen, dann aber natürlich jedes Einzelgebiet, das ihm besonders vertraut ist je mehr er selbst mit „Reisen zur See“, mit „Sportsegeln“, auch wohl mit der „Tropenmedizin als Freund und Vorkämpfer der Seefahrt“, mit der „Navigation“, dem Ansegeln von Häfen auf eigenen und fremden Fahrzeugen zu tun hatte.

Wer sich ein Menschenalter lang mit der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“ (3. Aufl. K. Vowinkel 1939, 4. in Vorbereitung) beschäftigt hatte und dann, lange ehe dieser Raum als Kraftfeld auch uns auf den Nägeln brannte, das Fazit langer ozeanopolitischer Studien mit „Weltmeere und Weltmächte“ (Zeitgeschichte Verlag Wilhelm Andermann, Berlin 1937, dann 1941) zog, der gewinnt viel beim Vergleich von Sammelwerken und Einzelleistungen, die — wie der Band: „Grundlagen

der Deutschen Seegeltung“ und Admiral Fioravanzos Lebenswerk — verwandte Ziele der Volks-erziehung anstreben.

Selbstverständlich kann ein Sammelwerk schon seinem Umfang nach eine viel größere Fülle konzentrierter Spezialistenkenntnisse bieten und Bild und Wort reicher orchestrieren. Dafür steht dem Einzelgänger die größere Kühnheit persönlichen Einsatzes, bis zur Paradoxie, zur Verfügung. Wer beides vergleichend zusammenhält, zieht den vierfachen, nicht den doppelten Gewinn.

Fioravanzo prägt die kühnen Sätze (S. 5): „Freiheit der Meere ist eine euphemistische Wendung, um die Sklaverei der Meere zu umschreiben, die die Stärkeren den Schwächeren auferlegen“, — „gewiß ein höchstes Ideal, das die Menschheit mühevoll anstrebt, wofür sie Ströme Blutes vergossen hat und noch vergießt. Dieser unser härtester Krieg ist in Wahrheit der wieder einmal versuchte Krieg Europas um seine Freiheit der Meere gegen die Übergewalt der Angelsachsen“. Diese harten Sätze erfahren vielfältige Rechtfertigung aus den ersten Kapiteln der „Grundlagen deutscher Seegeltung“ von Raeder, Busse, Lauritzen, Hartleb, v. Lossow.

Kann Lodovico Magugliani mit 57 Quellen seiner Bibliographie und 35 gelehrten Noten auf 7 gedrängten Seiten anders als Italien dasselbe beweisen, was dem Deutschen in 558 gediegenen Seiten mit reichlichen Bildern, Karten, Skizzen, von der Stäbchenkarte der Südsee und dem Wikingerboot bis zu den feinsten Kampfmitteln unsrer Zeit von einer Reihe seiner besten Sachkenner dargetan wird?

Es gibt nur eine Wahrheit über das Freie Meer, die Ozeanopolitik, die Seegeltung freier oder ihre Freiheit wollender Völker und die Geopolitik von Meeresbecken, vom größten bis zum kleinsten: Wer sie unterdrückt, muß fälschen!

Diese Notwendigkeit des Fälschens wahrhafter, als Runen in die Erdoberfläche und die Geschichte aller Kultur-, Macht- und Wirtschaftsgebilde eingezeichneten Züge nimmt allen Erklärungen — von der „Atlantik Charta“ Roosevelts und Churchills an bis zu den Äußerungen der in Kriegswerkzeug verwandelten „political science“ der USA. und den Tschungking-Plänen eines Owen Latimore — ihre Schlagkraft und läßt verstehen, warum einem Eden die Geopolitik so unangenehm ist, daß er Nachkriegsmaßnahmen gegen sie androht.

Es wird eben wirklich nichts anderes übrigbleiben, als die Meere und Lüfte frei für den Verkehr aller und die Blockade als verwerfliches Mittel gegen Frauen und Kinder in Verruf zu erklären oder — zu lügen, daß sich die Balken biegen und damit Admiral Fioravanzo zu rechtfertigen in alledem, was er an Präzedenzfällen für britische Abwürgung der Freiheit der Meere beibringt: von der Annaßung Johanns ohne Land von 1201 über den Flaggengruß jedes Fahrzeuges an eines seiner

Schiffe (S. 27) über die klassisch kurze Schilderung des Streites Hugo Grotius-Selden (de jure praedae u. mare liberum) bis zu allen anderen mehr oder weniger gelungenen Piratenstreichen und den sonstigen Verteilungen jedes Anlaufs zum „Freien Meer“, bis die USA. die Führung der Seeräubervereinigung als einer G. m. b. H. übernahmen. Ihren Präsidenten Roosevelt nennt Fioravanzo (S. 145) „den Exponenten der hebräisch-plutokratischen Klasse, die das amerikanische Leben dominiert“, mit dem Unterschied gegenüber Wilson, daß er diesem wenigstens „den guten Glauben an den Grundsatz der Freiheit der Meere und den anfänglichen Versuch, die USA. aus dem Krieg zu halten“, zuerkennt, während „Roosevelt von Anfang an züh den Weg von „no entanglement“ zum Eingreifen, mit dem Ziele der Weltherrschaft und der Kriegsverlängerung verfolgt habe“.

Daß Roosevelt im Pazifik der Angreifer sei, auch wenn ihm Japan im Schlage dann zuvorkam, bezeuge ihm die Geographie (S. 146 ff.) — nicht allein die Geopolitik. Die Tatsachen strafen sein Lippenbekenntnis von 1941 zur Freiheit der Meere Lügen (S. 148), selbst wenn nicht schon 1904 der Brito Mackinder die Wahrheit über die Kooperation der „Räuber des Meeres und der Steppe“ aus dem Sack gelassen hätte. Sie hat die Geopolitik immer wieder festzunageln: Von 1904 bis 1942 läuft von London aus eine Linie — wider die Freiheit der Meere!

Bauern in den Bergen

(Ein Nachklang zur Hochlandgeopolitik)

Hochlandgeopolitik! — Wer sie dereinst in großem Stil schreiben will, der muß nicht zuletzt bei den „Bauern in den Bergen“ in eine harte Schule gehen und sie so in Wort und Bild zuerst verstehen und dann beschreiben lernen, wie das Karl Springenschmid und Peterpaul Atzwanger zusammen getan haben (München 1941; F. Bruckmann; 152 S., 72 Abb.; 4,80 RM.). Wer das zuerst in der Heimat vollbracht haben wird wie diese beiden gründlichen Kenner Tirols, wer dann von diesem festen Stand aus weltüber der Echtheit des Hochlands und seinen bodenwüchsigen, ewigen Zügen vergleichend auf den Grund geht — der hat die Ermächtigung gewonnen, von Hochlandgeopolitik zu lehren und zu schreiben.

Er wird, wie diese beiden Kronzeugen, vom Ewigen des Berges, „der die Welt trägt“, über den Wald und sein Leben erst zum Hof und seiner Einheit der Arbeit mit dem Leben, auch mit den Weide- und Wildtieren, zur „Ruhe als Urgrund bäuerlichen Seins“ und dann wieder zum Ewigen, zum Verhältnis zum Jenseits zurückkommen. Ins Jenseits aber mündet Springenschmids Werk ebenso wie das Diesseits gerade des Hochlandbewohners, des Bergbauern, unmittelbarer als irgendein anderes menschliches Tun und Treiben. Sie wissen, daß ihr Leben und ihre Arbeit nur die eine, die

irdische Hälfte des Daseins ist. „Erst durch die andere, die überirdische, unendliche, wird sie ein Ganzes.“ Seine Volkheit lohne Karl Springenschmid, was er allein auf dieser Seite 119 Wunderbares und Wahres sagt! Es rührt zugleich an das innerste Wesen der Geopolitik. Deshalb sprechen wir in ernster Weltensunde gerade von diesem Buch, in einem Zusammenhang, der uns mehr am Herzen liegt als vieles andere, was unsere Zeit bewegt, und gewiß nicht geringfügig ist. Denn hier kam der denkende Leser die Hand unmittelbar auf eine der Quelladern legen, aus denen Erkenntnis der Hochlandgeopolitik zutage steigt.

Das Dorfbuch von Rauris in der Agrarpolitik der Welt

Mit hellwachem geopolitischem Instinkt trägt die „Nationalsozialistische Landpost“ (Folge 16 v. 16. 4. 1943) „Das Dorfbuch des Rauriser Tales“ vor die breite Weltöffentlichkeit. Denn der Schulleiter von Rauris, Siegfried Narholz, prägt mit dem Dorfbuch einer Gemeinde, die langgestreckt vom

Goldbergletscher bis zur Eimmündung des Baches in die Salzach durch die tosende Kitzlochklamm reicht, eine Lehre für viele Gaue und Kreise, denen es ungleich besser geht — außer in bezug auf landschaftliche Schönheit ihrer Umwelt.

Ein reines Viehzuchtgebiet mit gewiß nicht reichen Talweiden und 6946 ha Alpen erhält auf einer Gesamtfläche von 16314 ha mit nur 528 ha Ackerland rund 2000 Menschen, die das Gottvertrauen haben, im Jahr 60 Kinder in ihre karge Heimatwelt zu setzen, bei einer Geburtenziffer von 30 im Jahr! — Aus diesem Dorfbuch sprüht ein Glanzlicht von Aufbauwille, Opferbereitschaft und Vertrauen in die Zukunft einer gewiß herben und kargen, wenn auch wunderschönen Heimat hervor, das weithin als Beispiel dienen mag und deshalb auch von der Geopolitik beachtet, weitergeleitet und weltbekannt gemacht werden muß, nicht zuletzt, weil es zeigt, was der Lehrer, was die Schule an geopolitischen Grundsteinen beitragen und leisten kann, was sich ein einzelner damit an Ewigkeitswert für seine Volkheit — und damit nebenbei auch für sich erwirbt!

Büchertafel

Geopolitik und Rassenlehre

Friedrich Ratzel: Erdenmacht und Völkerschicksal. Eine Auswahl von seinen Werken. Hsg. von Karl Haushofer. Kröner, Stuttgart 1940, 335 S., 1 Abb., RM 4,25.

Karl Haushofer hat sich mit der Herausgabe einer Auswahl aus den Schriften Ratzels einer dankenswerten Aufgabe unterzogen. Ratzel, dessen Gedanken eine vertiefte Wiederersterung in dem von Haushofer begründeten System der Geopolitik gefunden haben, ist weltüber zum Lehrmeister politisch-geographischen Denkens geworden und hat eine ganze Reihe von Schulen angeregt. Es ist gut, daß wir Deutsche uns dieses Großen immer wieder erinnern und uns an seinen ewig gültig bleibenden wissenschaftlichen Erkenntnissen und politischen Leitgedanken orientieren. Seine Schriften sind leider nicht mehr so zugänglich, wie es im Interesse einer Ausrichtung der heute studierenden Jugend notwendig wäre. Deshalb fällt die Herausgabe dieser Auswahl auf einen besonders fruchtbaren Boden, und man muß Professor Haushofer dankbar dafür sein, daß er als der berufenste Interpret nicht nur die Auswahl selbst vorgenommen hat, sondern auch eine ausführliche Einleitung dem Buche voranstellt, in der er die geistige Weite des Werkes Ratzels und ihre überragende Streukraft aus eigener Erfahrung überzeugend darstellt.

Adolf Günther: Der Rassegedanke in der weltanschaulichen Auseinandersetzung unserer Zeit. Junker & Dünhaupt, Berlin 1940, 224 S., RM 10,—.

Siegfried Blas: Der Rassegedanke. Seine biologische und philosophische Grundlegung. Junker & Dünhaupt, Berlin 1940, 338 S., RM 12,—.

Die beiden vorliegenden Werke, die einander weitgehend ergänzen, schließen eine Lücke in der rassenwissenschaftlichen Literatur und Forschung. Wohl gibt es eine Reihe philosophischer Auseinandersetzungen mit dem Rassegedanken, jedoch liegen m. W. noch keine systematischen Untersuchungen und Darstellungen in dieser Richtung vor. Blas gliedert seine Darstellung in folgende vier Teile: Biologie der Rasse, Philosophie der Rasse, Metaphysik der Rasse, Kulturphilosophie der Rasse. Günther hingegen schreitet zur Analyse des Verhältnisses zwischen Rassegedanken und Weltanschauung, wobei er an das Thema mehr als Soziologie herangeht und dieses Verhältnis nach den einzelnen „Sachgebieten“, d. h. nach den verschiedenen Gruppen von Weltanschauungen, gliedert. Er untersucht daher das Verhältnis des Rassegedankens zu den Weltanschauungen religiöser Prägung, zu den jüdisch infizierten Weltanschauungen, zu den Weltanschauungen historisch-wissenschaftlicher Herkunft

und zu den durch Berufsgruppen bestimmten Weltanschauungen. Beide Verf. sehen sich genötigt, Begriffeklärungen den eigentlichen Untersuchungen voranzustellen. Es ist unmöglich, an dieser Stelle eine ausführliche Würdigung der beiden Werke zu geben, ohne mehr als Fragmente zu bieten. Es sei darum lediglich festgehalten, daß beide Verf. sich um methodologische Erkenntnisse ebenso wie um grundsätzliche Einsichten bemühen und dabei eine ganze Reihe wertvoller Erkenntnisse gewinnen, aber noch mehr Wege für eine künftige Forschung aufzeigen. Sie führen damit in ein weltanschauliches, philosophisches und wissenschaftliches Neuland, das zu beschreiben, die Weiterführung der geistigen Revolution unseres Jahrhunderts bedeutet.

R. v. Schumacher.

Gudmund Hatt: Kampen om Magten. Geopolitiske Strejfts. Berlinse Forlag 1940, 340 S.

Eine Sammlung geopolitischer Aufsätze, die Verfasser für dänische Zeitungen (hauptsächlich Berlingske Tidende) geschrieben hat und die die geopolitischen Fragen der letzten Jahre behandeln. Ein erfreuliches Zeichen, wie sich geopolitisches Gedankengut auch in Dänemark durchsetzt!

G. Fuhrmann.

Vorderer Orient

Ernst Diez: Glaube und Welt des Islams. W. Speman Verlag, Stuttgart 1941, 197 S., zahlr. Abb., RM 4,80.

Eine einzyklapodische Übersicht über Geschichte, Lehre, Aufbau, Elemente und Ziel des Islams. Sehr informativ, als Handbuch gut benutzbar.

Günther Gehring: Das politische System der orientalischen Staaten. B. G. Teubner, Leipzig 1940, 88 S., 4 Karten.

Das in der Reihe „Macht und Erde“ erschienene Heft unterrichtet in knapperster Form über die Staaten und Länder des vorderen Orients: Türkei, Ägypten, Saudien, Jemen, Irak, Iran, Afghanistan, Syrien, Libanon, Palästina, Transjordanien. Jedem dieser Staaten ist in diesem Heft eine knappe Abhandlung von einigen Seiten gewidmet. Ein einleitender Teil unterrichtet über die inneren Zusammenhänge und die äußeren Einflüsse, während drei abschließende Kapitel die Gemeinsamkeiten und Gegensätze und das politische Vertragssystem der orientalischen Staaten behandeln. Ausführliche Literaturverzeichnisse zu jedem Kapitel erwähnen vor allem ausländisches und weniger bekanntes Schrifttum. Zum Gewinn einer Übersicht sehr gut geeignet.

Reinhard Huber: Der Suezkanal einst und heute. Junker & Dünhaupt, Berlin 1941, 96 S., 1 Karte, RM 3,—.

Eine sachlich fundierte Monographie der Geschichte, politischen Stellung und wirtschaftlichen Bedeutung des Ka-

nals, beginnend mit einer Abhandlung über die früheren Kanalprojekte. Wenn in den letzten Jahren auch mehrere Schriften über den Suezkanal erschienen sind, so kann doch das vorliegende Büchlein als informative Schrift sehr begrüßt werden.

Fritz Grobner: Irak. Junker und Dünhaupt. Berlin 1941, 108 S., 1 Karte, RM 3,20.

Das in der Reihe „Kleine Auslandskunde“ erschienene Büchlein bietet die in dieser Reihe übliche wissenschaftlich gut fundierte, lexikonartige Übersicht über den irakischen Staat.

Wilhelm König: Im verlorenen Paradies. Neun Jahre Irak. Rudolf M. Rohrer, Baden bei Wien 1940, 184 S., zahlr. Abb. auf Tafeln, RM 8,40.

Verfasser, den, wie das Verlagswort bekanntgibt, ein seltsames Schicksal aus seiner Tätigkeit als Kunstmaler in Wien über Berlin nach Bagdad in die Stellung eines Museumsdirektors führt, schildert in anspruchsvoller Weise seine mehrjährigen Eindrücke und Erlebnisse im Irak. Er erzählt das tägliche Leben, so wie er es als Ausländer und Beobachter erlebt hat, an dem Leser vorbeigleitend, erzählt von Begegnungen mit Einheimischen und Fremden, von beruflicher Arbeit, von Landschaft, Klima und Tierwelt in einer etwas aufzuheulenden und nicht sonderlich dramatischen Form. Ausgezeichnete Fotos unterstützen den Text.

Anton Hantschel: Englands Schatten über dem Persischen Golf. Mittler und Sohn, Berlin 1941, 197 S., 8 Abb., 6 Karten, RM 2,50.

Eine ausgezeichnete über die geschichtlichen Entwicklungen, die wirtschaftliche Bedeutung, die verkehrspolitische Stellung und die politische Rolle des Persischen Golfes unterrichtende Schrift.

R. v. Schumacher.

Afrika

Karl Hassert: Die Erschöpfung Afrikas. Wilhelm Goldmann, Leipzig 1942, 256 S., 12 Abb., 6 Karten, RM 7,50.

Der bekannte Geograph hat sich mit dem vorliegenden Werk der dankbaren Aufgabe unterzogen, eine sehr gründliche Übersicht über den Gang der Erforschung Afrikas zu bieten. Einleitend setzt sich Verfasser mit der für die Entdeckungsgeschichte grundlegenden Frage auseinander, warum Afrika solange der dunkle Erdteil war. Es gehört zu den größten Merkwürdigkeiten der Weltgeschichte, daß die europäische Menschheit sich die ferneren Kontinente viel früher erschloß als das dem europäischen Bereich so naheliegende Afrika. Als Gründe nennt Hassert die Unzugänglichkeit der afrikanischen Küsten, die Unzulänglichkeit der Randgebiete, die Schwierigkeiten des Flußverkehrs infolge der morphologischen Struktur und des Mangels an brauchbaren Wasserstraßen, das Fehlen eines wirtschaftlichen Anreizes wegen der relativen Armut an Natur-schätzen und das politisch religiöse Hemmnis, das die Verbreitung des Islam darstellt. Bemerkenswert ist, daß das Wissen des Altertums über den afrikanischen Kontinent größer war als das des Mittelalters. Immerhin zeigen aber auch schon mittelalterliche Karten die Umrisse Afrikas ziemlich richtig. Die eigentliche Erschließung beginnt mit der Auffindung des Seeweges nach Indien, aber auch dann bleibt zunächst das afrikanische Hinterland noch lange unbekanntes Gebiet, und erst das 19. Jahrhundert hat sich umfassend der Aufschlüsselung dieses Kontinentes gewidmet. Hassert teilt seine Übersicht über die Forschungsreisen nach geographischen Gesichtspunkten ein, d. h. er geht nicht schlechtweg chronologisch oder biographisch vor, sondern stellt die Erschließung gebietsweise dar. Der Mangel, der sich durch die daraus folgende geringere Übersicht über die Leistungen der einzelnen Forschungsreisenden ergibt, wird ausgeglichen durch die größere Klarheit über die Aufgabenstellung der Entdeckerarbeit. Die Fülle des Stoffes erfordert eine Zusammendrängung auf die wichtigsten Ereignisse der Entdeckungsgeschichte. Trotzdem kommen auch die kleinen Unternehmungen nicht zu kurz, so daß man ein plastisches Bild vom Gange des europäischen Eindringens in den dunklen Erdteil erhält. Besonders sichtbar wird der deutsche Anteil an der Feldforschung, der einer tragischen Note nicht entbehrt, da das deutsche Volk niemals politische Früchte aus seiner Forscherstätigkeit gewinnen konnte, während sie anderen Nationen vergönnt waren. Erstaunlich sind die außergewöhnlichen Verluste an Menschen und Material bei der Erforschung des afrikanischen Kontinentes. Ein hoher Hundertsatz der Entdecker findet den Tod an der Front der wissenschaftlichen Arbeit oder kommt mit gesundheitlichen Schäden in die Heimat zurück, die ein frühes Ende bedingen. Sehr beindruckend ist auch die Tatsache, daß noch vor wenigen Jahren richtige Expeditionen in Gebiete geführt werden mußten, die heute bereits als Aufmarschgebiet großer europäischer Armeen dienen. Es gibt wenige Tatsachen, an denen das Tempo unserer Zeit so deutlich sichtbar wird. Der Text des Buches wird unterstützt

durch eine Reihe von Porträts der bekanntesten Forscher, ein umfangreiches Schrifttumsverzeichnis und mehrere Karten, unter denen wir besonders die Karte auf S. 211 nennen wollen, die den Gang der flächenmäßigen Erschließung des dunklen Kontinentes nach Zeitabschnitten darstellt und die Eigenart der Stellung Afrikas gegenüber Europa sowie des Ganges der Forschung besonders deutlich macht.

Reif G. Haebler: Die Wirtschaft im Raum des afrikanischen Krieges. August Lutzeyer, Bad Oeynhausen 1941, 138 S., 4 Karten, RM 3,80.

Entsprechend seiner Themensetzung behandelt der Verfasser die Wirtschaft Libyens, des Sudans und Italienisch-Ostafrikas. Im Vordergrund des ersten Abschnitts steht die Darstellung der faschistischen Siedlungspolitik und die Verkehrerschließung Italienisch-Nordafrikas. Im Abschnitt über den Sudan ist dem Bewässerungsproblem und der wirtschaftlichen Bedeutung der Baumwolle das Hauptaugenmerk gewidmet, während das Kapitel über A.O.I. entsprechend der dortigen Lage sich mit den zukünftigen Möglichkeiten des dortigen Raumes auseinandersetzt. Ein Anhang mit umfangreichen statistischen und juristischen Angaben beschließt das Heft.

Hermann Peters: Haustier und Menschen in Libyen. Wirtschaftliche Ergebnisse einer Reise nach Nordafrika. F. Rau, Oehringen 1940, 148 S., 88 Abb., RM 6,-.

Eine bemerkenswerte wissenschaftliche Untersuchung, der man Pioniercharakter zusprechen muß, da sie in ein sehr wenig beachtetes wissenschaftliches Gebiet, das der Haustierforschung vorstößt, Verfasser auch an Hand von Untersuchungen bei den libyschen Haustierassen die Zusammenhänge mit der menschlichen Rassen- und Besiedlungsgeschichte dieses Landes festzustellen, d. h. die Haustierforschung, die für ihn eine wissenschaftliche Methode zur Aufhellung der Menschenrasengeschichte ist. Er beginnt seine Untersuchungen jedoch nicht an den Haustieren, sondern am Menschen selbst und führt die Ergebnisse seiner Forschungen an einem reichen Bildmaterial und zahlreichen Diagrammen vor. Zu diesem Teil möchten wir bemerken, daß es uns fraglich erscheint, ob man von dem Vorhandensein eines bestimmten Bluteinschlages auf „Vorbevölkerungen“ oder Wanderungen im üblichen Sinn schließen kann: In Libyen dürften wohl sehr stark der Sklavenhandel und das islamische Haremwesen zur Veränderung der Rassenstruktur, z. B. zum Einsickern fremder Blutschläge, beigetragen haben. Erst nach der Feststellung der Menschen-Rassen-Gliederung untersucht Verfasser die Haustierformen, um aus ihnen Bestätigung bzw. Probleme der anthropologischen Untersuchungen abzuleiten. Die Untersuchungen gehen dabei von der Hypothese aus, daß bestimmte Haustierformen eine Symbiose mit bestimmten Menschenrassen und -schichten einzugehen pflegen und daher als typisch für diese Rassen angesehen werden können. Findet diese Hypothese ihren Beweis in den Tatsachen, dann kann sie viel zur Aufhellung historisch nicht mehr klarbarer Rassenverschiebungsvorgänge beitragen. Die vorliegende Arbeit ist ein fruchtbarer Vorstoß in dieser Richtung, dessen Titel allerdings besser gefaßt lauten würde: „Mensch und Haustier“.

Hugo Grothe: Libyen und die italienischen Kraftfelder in Nordafrika. Eine geopolitische landeskundliche Skizze. B. G. Teubner, Leipzig 1941, 94 S., 11 Karten.

Die großen kolonialisatorischen Maßnahmen der Italiener in Nordafrika und die jetzigen Kriegerereignisse in diesem Raum haben es zu einem Erfordernis der politischen und wissenschaftlichen Literatur gemacht, diesem weniger bekannten Teil Afrikas mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Grothe, der das Gebiet aus eigener Anschauung kennt, liefert mit dem vorliegenden Büchlein eine Arbeit, die, über den Rahmen einer kleinen informativen Broschüre hinausreichend, eine umfassende Landes- und Staatskunde auf engstem Raum bietet. Unentbehrlich.

Hans Slawar: Kairo. Geographische Gesellschaft, Wien 1941, 14 S. (Sonderdruck.) 2 Tafeln, 2 Pläne.

Der in den „Mitteilungen der geographischen Gesellschaft“ Wien, Band 84, erschienene Beitrag stellt eine auf engstem Raum zusammengefaßte Stadtgeographie der ägyptischen Hauptstadt dar.

Heinrich Krieger: Das Rassenrecht in Südwest-Afrika. Vergleichende Darstellung des deutschen Rechts und des Rechts der Mandatszeit, zugleich Entwurf und Anwendung einer neuen Systematik des Kolonialrechts. Junker und Dünhaupt, Berlin 1940, 147 S., 8 Abb., RM 6,80.

Verfasser beginnt seine durch den umfangreichen Titel zur Genüge gekennzeichnete Untersuchung mit einem Kapitel über das System der Begriffe des Kolonialrechts und nimmt damit eine Ausgangsstellung ein, die heute besonders wichtig ist, sollen Mißverständnisse von vornherein vermieden werden.

Die Untersuchungen sind mit umfangreichen Belegen aus den einschlägigen Gesetzgebungen unterbaut. Es wird ge-

zeigt, daß ein Rassenrecht nicht bloß eine Scheidung zwischen den Rassen gesetzlich verankern muß, sondern daß es auch verschiedene Rechtsformen entsprechend der Eigenart der verschiedenen Rassen finden muß. Ein sog. Eingeborenrecht lehnt Krieger zugunsten eines folgerichtigen Rassenrechts ab. Zur Kennzeichnung des Charakters der vorliegenden Untersuchung seien die Rechtsgebiete vermerkt, die der Verfasser behandelt: Verfassung, Verwaltung, Wahlrecht, Staatsangehörigkeit, Wanderungsrecht, Schulwesen, blutsmäßige Rassenmischung und räumliche Rassentrennung, Arbeits- und Vermögensrecht, Justizrecht, Wehrrecht, Waffengebrauch usw.

Oskar Karstedt und Peter von Werder: Die afrikanische Arbeiterfrage. Walter de Gruyter & Co. Berlin 1941, 261 S., 1 Karte, RM 14.—

Das umfangreiche Werk ist als Band 18 des Handbuchs der praktischen Kolonialwissenschaften erschienen und behandelt der Reihe nach die belgischen, französischen, portugiesischen, spanischen und englischen Kolonien. In systematischer Gliederung werden besprochen: Arbeitsetzgebung, Eingeborenpolitik, Zwangsarbeit, Arbeitsvertrag, Schutzbestimmungen, Frauen- und Kinderarbeit, Anwerbung, Löhne und Steuern, Wanderarbeit. Es handelt sich hiermit um eine handbuchartige, d. h. vollständige, jedoch im zusammenhängenden Text geschriebene Darstellung der Sozialfragen in Afrika.

Erwin Barth von Zehrenals (Hsg.): Europa blickt nach Afrika. Lüne, Leipzig, 2. Aufl., 356 S., 69 Abb., RM 8,20.

Das Werk behandelt die Wirtschaft des afrikanischen Kontinents, gegliedert nach Ackerbau, Viehwirtschaft, Forstwirtschaft, Bergbau, Industrie. E. v. Schumacher.

Berichtigung: In der Büchertafel auf Seite 181 (Heft 4/5) ist leider in der Titelangabe des Werkes *Zarenlegende*, Frundsberg Verlag 1940, ein Druckfehler unterlaufen: der Verfasser heißt *Martin Winkler*, nicht, wie dort angegeben: *Euler*.

UNSERE MITARBEITER

Wilhelm Brepohl, 501., Dr. phil., Hauptschriftleiter und Leiter der Forschungsstelle für Volkstum im Ruhrgebiet. Studium in Berlin, Paris, Marburg, Heidelberg, Münster. Studienreisen nach Italien und Jugoslawien. Schrieb „Deutscher Geist in westfälischer Prägung“, „Vom Ende der Tage. Sinn und Geschichte der Schlacht am Birkenbaum“, eine Reihe volkskundlicher Arbeiten über Ruhrgebiet, Norwegen, Frankreich. Zur Zeit Chef einer PK. im Westen, Mainz, Fp.-Nr. 17 469.

Adolf Dreier, 451., Reichshauptamtsleiter Dr., Gymnasium Kiel und Osnabrück; 1915 Kriegsfreiwilliger, 1918 nach schwerer Verwundung entlassen. Studium der Philologie und Zeitungswissenschaft in München; 1921 Eintritt in die NSDAP. Veröffentlichungen: Geschichte der italienischen Presse (3 Bde. 1930–34), Mussolini als Journalist (1938), Mussolini (1940), Kroaten (1942). Reisen nach Italien, Balkan, Nordafrika. Z. Zt. Pressebeauftragter des Generalgouverneurs in Berlin, Standartenstraße 14, Berlin W 35.

A. E. Johann (Pseudonym), 43j., geb. in Bromberg, alt-preuß. Bauernfamilie. Studium in Berlin Philosophie, Theologie, Soziologie. Seit fünfzehn Jahren Sonderberichterstatter des größten deutschen Verlages in Übersee. Vielfache Reisen nach Kanada, USA, Alaska, Nord-Pazifik, Gesamt-Japan, Mandchukuo, Tschukking, Philippinen, Hinterindien, Indonesien, Gesamt-Australien, Neu-Seeland, gesamte Südsee, Afrika vom Kap zur Sahara usw. Zahlreiche Veröffentlichungen in Aufsatz- und Buchform. Letzte Bücher u. a.: „Groß ist Afrika“, „Das Land ohne Herr“ (amerikanische Sozialverhältnisse). Z. Zt. Soldat (OKH.). Anschrift über die Schriftf. der ZfG.

Wolfgang B. von Lengercke, vgl. ZfG. 1942, S. 110. Kaiserallee 197, Berlin-Wilmersdorf.

Wolfgang Schmahl, vgl. ZfG. 1943, S. 84. Ansbacher Straße 51, Berlin W 50.

Beiträge zur Kolonialforschung, Band III. Hrsg. i. Auftr. des Reichsforschungsrates und der Deutschen Forschungsgemeinschaft von Günter Wolff. Berlin 1943; Dietrich Reimer/Andrews & Steiner. 220 S., 11 farbige Abb., 58 Schwarzweißabb., 89 Textfiguren, 2 Karten.

Der ganze Band bringt dem Geopolitiker neben den beiden medizinisch wichtigen Beiträgen von Weck und Enigk, den Gefügeuntersuchungen an tropischen und subtropischen Rotflehmen von Kubiena und den vergleichenden Betrachtungen über die Rechtsformen des Grundbesitzes der Eingeborenen von Wengler, die sich mehr an Sondergebiete wenden, eine Reihe von geopolitisch allgemein bedeutsamen Erscheinungen.

Zu ihnen rechnen wir den ausgezeichnet gewählten Auftakt: „Farbige Luftbildaufnahmen im Dienste der Erschließung kolonialer Großräume“ von Helmut Frötschner, aus dem selbst der mit Afrika ganz Unvertraute stärkste Dauereindruck gewinnt, die namentlich der Schule wertvolle Dienste leisten können. Dazu gehören die anthropogeographisch wie kolonialwirtschaftlich gleich wichtigen Beiträge Werner Schnacknecks über die „Afrikanische Fischerei und ihre Probleme“ und Mathieu Gilots (Brüssel) über die „Bevölkerung Belgisch-Kongos“ (im Grunde trotz allen Rohstoffreichtums dessen größerer geopolitischer und ethnopolitischer Wert). Endlich folgen zwei auch wehrgeopolitisch bedeutsame Abhandlungen: Walter Suchanka: „Afrikas Autowege und deren Forderungen an das Kraftfahrzeug“ und Edgar Schultze: „Hafenbau in Afrika“.

Ansetzung und Wiedergabe sind des Wertgehalts der Abhandlungen würdig. Höheres läßt sich von ihrer Ehre nicht sagen! K. Haushofer.

Hans F. Zock, 45j., Schriftsteller Dr. phil. Studierte Wirtschafts-, Bevölkerungs- und Sozialfragen, Staatswissenschaften und Geschichte in Bonn, Köln, Berlin. Viele Reisen, besonders Westeuropa. Einer der ältesten Schüler Prof. Haushofers, schrieb u. a. „Flämische Frage“, „Nordsee, Raum der Entscheidung“, „Schweiz“. Wurde soeben an die Hochschule für Welthandel in Wien berufen. Friedenweiler (Schwarzwald).

Zu dem Beitrag „Die Dreikaiserecke“ von Dr. Hans E. Pappenheim (1943, Heft 3) sind uns von aufmerksamen Lesern eine Reihe von Zuschriften zugegangen. Zu berichtigen ist auf Seite 111, daß die Dreiherrnspitze“ (3506 m) nicht wesentlich mit der Vetta d'Italia ist. Zwar läuft über die beiden Gipfel seit 1920 die deutsch-italienische Grenze; aber die Dreiherrnspitze liegt südlich der Birnlücke. Die Vetta d'Italia trägt die deutsche Bezeichnung Glockenkopf (2911 m) und liegt noch nördlich der Birnlücke. — Der Seite 112 erwähnte Dreyherstein bei Mitteldick hieß lange Zeit sogar „Vierherrenstein oder Vierherrentisch“. Vorhanden sind heute zwei Grenzsteine, deren einer noch den Frankfurter Adler zeigt und die Hoheitsgebiete von Kurmainz, Hessen-Darmstadt, Isenburg und Frankfurt trennte.

Ein von Aachen aus häufig besuchter Vierländerpunkt liegt bei der holländischen Gemeinde Vaals, wo Preußen, Belgien, die Niederlande und das in einer Spitze herantretende frühere Gebiet von Neutral-Moresnet sich berührten. Ähnlich der Dreikaiserecke bei Mysłowitz durften auch an diesem Punkte Postkarten mit je einer Briefmarke der vier Gebiete freigemacht werden (N.-Moresnet hatte eigene Lokalpost!).

ZfG. 1943, S. 67, Z. 12 v. u.: 227 g Öl (nicht 127).

Hauptschriftleitung: Wolfgang Schwarz, z. Zt. in Urlaub

Heidelberger Schriftleitung: Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnweg 36 (37 42)

Berliner Schriftleitung: Frau E. Hammon, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 154 (96 0952)

Kurt Vowinkel Verlag, Heidelberg-Berlin. — Druck: Spamer A.-G., Druckerei, Leipzig O 5. — Alleinige Anzeigenannahme: Vogel, Brunner & Co., Anzeigenverwaltung, Berlin SW 68, Friedrichstraße 12; Fernruf: 17 58 66. Postcheckkonto: Berlin Nr. 216 660. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leopold Brunner, Falkensee bei Spandau. — Zur Zeit P.L. 4 gültig.

GIRIJA MOOKERJEE
DER INDISCHE
NATIONAL-KONGRESS

Indien der Gegenwart, Band 1

Die Begriffe „Kongreß“ und „Kongreßpartei“ sind in Deutschland im Zusammenhang mit Indien sehr bekannt geworden. Eine klare Vorstellung von Wesen und Wirkungsweise dieses eigenartigen Parlaments haben wenige. So ist diese kleine leicht verständliche Darstellung der Reihe: Indien der Gegenwart für deutsche Leser eine Notwendigkeit, zumal sie auf langjährigem Studium beruht und mit dem Anspruch auftritt, auch historisch-wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen.

Herausgegeben von der Zentrale Freies Indien
 8°, 96 Seiten, 1 Karte - Kartoniert RM 2.-



KURT VOWINCKEL VERLAG
 HEIDELBERG - BERLIN - MAGDEBURG

Empfehlenswerte Bücher:

ERNST HERING

Der Deutsche Ritterorden

312 Seiten Großoktav mit 16 Bildern und einer Karte
 Gebunden RM 8.-

Der Verfasser schildert die Geschichte des Deutschen Ritterordens, der sich unvergängliche Verdienste um die Verbreitung des Deutschtums im Nordostraum erwarb und der deutschen Wirtschaft und Kultur die Wege ebnete.

H. MANZOORUDDIN AHMAD

Thailand - Land der Freien

264 Seiten Großoktav mit 16 Bildern. Gebunden RM 7.50

Das Buch des indischen Autors, der Thailand aus eigener Anschauung kennt, beschreibt den Werdegang Thailands von den Anfängen bis zur unmittelbaren Gegenwart.



WILHELM GOLDMANN VERLAG
 IN LEIPZIG

eben erschien:

FRIEDRICH CORNELIUS

Indogermanische
Religionsgeschichte

328 Seiten, Groß-8°

Broschiert RM 6.50, Halbleinen RM 8.-

Das Buch untersucht die Entwicklung der indogermanischen Religion bis zur Teilung des indogermanischen Volkes und die Hauptlinien der Entwicklung bei den einzelnen Teilmölkern: Arier, Hethiter, Griechen, Italikern, Kelten, Germanen usw. Der Verfasser versucht, diese Religionen, von allen Vorurteilen befreit, in ihrer ursprünglichen Hoheit zu zeichnen.

Ernst Reinhardt Verlag · München

EUROPA
BLICKT NACH AFRIKA

Herausgegeben von

E. Barth von Wehrenalp

Aus dem Inhalt:

Erwin Mai, Ackerbau in Afrika -
 Edmund Sala, Viehwirtschaft
 in Afrika - Franz Grünwoldt,
 Forstwirtschaft in Afrika - Fritz
 Lange, Bergbau in Afrika -
 Günther Jantzen, Industrien
 in Afrika.

355 Seiten, 69 Bilder, geb. RM 8.20

Ein Querschnitt durch den Fragenkomplex Afrika als große Rohstoffkammer unseres Kontinents. Durch Intensivierung des Güteraustausches zwischen den beiden Kontinenten würde auch Afrika einer großen und segensreichen Entwicklung zugeführt werden.

LÜHE-VERLAG, Leipzig / Berlin



Pitralon befreit durch tiefgehende Einwirkung von Hautunreinheiten.

Wie alle Qualitätsartikel enthält Pitralon wertvolle Rohstoffe. Gedankenloser Verbrauch bedeutet Vergeudung dieser Rohstoffe. 1-2 Tropfen Pitralon genügen, um die beabsichtigte Wirkung herbeizuführen.

PITRALON
LINGNER-WERKE DRESDEN

SIEDLUNGSPOLITIK UND LANDGESTALTUNG

Über die Wege zur Lösung der wichtigen agrar- und siedlungspolitischen Aufgaben, die zu einer gesunden Ostsiedlung und zur ländlichen Neuordnung im Alt-reich führen, unterrichtet die Zeitschrift

Neues Bauerntum

Herausgeber: Prof. Dr. Konrad Meyer,
Hauptschriftleiter: Dr. Walter Gebert

In dem ständigen Sonderteil

Der Landbaumeister

dem einzigen Fachorgan für das gesamte ländliche Bauwesen, wird nicht nur das Bauseitliche, sondern das ländliche Bauseinrichten und Formen insgesamt behandelt.

BEZUGSPREIS:

„Neues Bauerntum“ mit „Der Landbaumeister“
im Dauerbezug jährlich RM 30.—, Einzelheft RM 2.50
zuzüglich Porto

Verlag Deutsche Landbuchhandlung
Berlin-Lichterfelde-Ost, Bahnhofstr. 2, Fernruf 74 20 03



Die Natur als Vorbild!

Die Milch enthält lebenswichtige Mineralstoffe in besonders gut verdaulicher Form. In Weiterführung dieser naturgegebenen Idee entstanden die

LAVES
Mineral-Milcheiweiß
Präparate

Die Sprachlehrbücher der
METHODE
GASPEY-OTTO-SAUER
sind glänzend bewährt
für Private und Selbstunterricht

Es sind erschienen:

Arabisch, Bulgarisch, Chinesisch,
Dänisch, Deutsch, Duala, Englisch,
Ewhe, Französisch, Haussa, Italie-
nisch, Japanisch, Koreanisch, La-
teinisch, Litauisch, Marokkanisch,
Neugriechisch, Niederländisch, Nor-
wegisch, Polnisch, Portugiesisch,
Rumänisch, Russisch, Schwedisch,
Serbisch, Spanisch, Suaheli, Tsche-
chisch, Ungarisch.

*Dazu erschienen Schlüssel und teil-
weise Lese- und Übungs- sowie Ge-
sprächsbücher.*

*Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Man ver-
lange ausführliche Kataloge, auch über die Aus-
gabe in fremden Sprachen.*

JULIUS GROOS, VERLAG
HEIDELBERG



PERI
KHASANA
KOSMETISCHE
WELTMARKEN
Dr. Korthaus
DR. KORTHHAUS, FRANKFURT A.M.
PERI
S. O. A. H.



Verpackt
Feldpostsendungen
gut und
dauerhaft!

Verpackt so fest, wie nur möglich. Der
Weg ist weit. Nur was Stoß und Druck
aushält, kann gut ankommen. Schreibe
die richtige Feldpostnummer!
Streichhölzer und gefüllte Benzinfeuer-
zeuge gehören nicht in
Feldpostpäckchen!



DEUTSCHE REICHSPOST

MEDOPHARM ||||
Arzneimittel

sind treue Helfer
Ihrer Gesundheit!

Medopharm-Arzneimittel
sind nur in Apotheken
erhältlich.

MEDOPHARM
Pharmazeutische Präparate
Gesellschaft m.b.H. München 8

Die wichtigsten Voraussetzungen für ein gutes **Arzneimittel:**

Jahrzehntelange Erfahrung
Intensive Forschungsarbeit
Gewissenhafte Prüfung



Dr. Georg Henning

CHEM · PHARM · WERK G · M · B · H · BERLIN

Gea-Verkehrskarte

von

EUROPA 1:1000000

Aus der in Bearbeitung befindlichen Karte
sind bisher folgende Teilkarten veröffentlicht
worden:

Deutsches Reich mit den Nachbargebieten

Ostdeutschland · Frankreich · Italien

Großbritannien und Irland · Balkan

Bildgröße jeder Karte etwa 105 × 130 cm

Preise für die unaufgezogene gefaltete Karte

RM 6.- bis RM 7.50

Über diese Karten und weitere Erscheinungen aus dem
Gebiete der Verkehrs- und Handelsgeographie berichtet
die Drucksache „GP.“, die auf Anfordern, auch durch
jede Buchhandlung, kostenfrei zur Verfügung steht.

GEA VERLAG K.G., BERLIN W 35

POTS DAMER STRASSE 91



NEUERSCHEINUNGEN

FRÜHJAHR 1943

~~~~~

**COR BRUIJN**

**STRANDGUT**

Roman

Aus dem Niederländischen übertragen von  
Bruno Loets

Umfang 385 Seiten. Preis gebunden RM 5.80

—  
**ERHARD CÖPEL**

**DIE NORMANDIE**

Eine Monographie

Umfang 142 Seiten. Mit 32 Tiefdrucktafeln, zahlreichen  
Holzschnitten und einer Karte

Preis kartoniert RM 3.50

—  
**L. STAACKMANN VERLAG LEIPZIG**

*Bezug nur durch den Buchhandel*

**FRIEDR. WILH. FERNAU**

## **IMPERIALISMUS UND ARABISCHE FRAGE**

Mit diesem Band beginnt der Verlag eine Buchreihe: Arabische Welt, die in schneller Folge, herausgegeben von Professor  
H. H. Schaefer, 7 Werke umfassen wird. Sie weist auf eine in Deutschland noch zu wenig beachtete geopolitische Kraft  
hin: die kulturelle Einheit des Arabentums. Vom Irak bis nach Marokko, in seiner Streusiedlung weit darüber hinaus,  
lebt es aus der Größe einer gemeinsamen Vergangenheit, in dem Willen zu einer größeren Zukunft.

Fernau zeigt im ersten Band das Spiel des angelsächsischen Imperialismus um Besitz und Einfluß in der arabischen  
Welt. Auch hier: Teile und herrsche! — Wie in Indien, wie auf dem europäischen Kontinent. Aber die Methoden sind  
östlich, die Vorgänge in ihren Einzelheiten bei uns wenig bekannt. Fernau gibt ein sachliches, ruhig geschriebenes Bild  
mit einer Fülle von Einzel Tatsachen und Übersichten, die sein Buch zum Unterrichtswerk für eine breite Öffentlichkeit machen.



207 Seiten, 7 Kartenkissen, hart., Preis RM 5.-

**KURT VOWINKEL VERLAG · Heidelberg · Berlin · Magdeburg**